

„... so wird die Zeit mich rechtfertigen“

Humanistischer Gelehrter, Reformpädagoge und Romanschriftsteller
der Aufklärung:

David Christoph Seybold aus Brackenheim (1747 – 1804) *

von Jürgen Wippert

I

Bei einem Durchgang durch David Christoph Seybolds Leben werde ich vor allem drei Aspekte herausgreifen:

1. Seybolds Entwicklung im Spannungsfeld zwischen Pietismus und humanistischer Aufklärung: Emanzipation und späterer Versuch einer harmonischen Synthese;
2. Seybolds theoretischer und praktischer Beitrag zur Reformpädagogik seiner Zeit aus dem Geiste des rationalistischen Fortschrittsoptimismus;
3. Seybolds politischer Gesinnungswandel vom Liberaldemokraten zum Reformkonservativen auf Grund seiner konkreten Erfahrungen mit revolutionärer Anarchie.

Und zwar sollen seine *Brackheimer Anfänge*, seine *Schul- und Studienjahre in Württemberg* sowie dann wieder seine letzte Periode als *Tübinger Professor* etwas ausführlicher behandelt werden.

* Der Text gibt den Vortrag wieder, den ich am 26. Mai 1997 im Rahmen einer festlichen Veranstaltung der Stadt Brackenheim zu Ehren des 250. Geburtstages von D. C. Seybold in der „Kapelle im Schloß“ gehalten habe. Für die Einladung zu diesem Vortrag bin ich der Stadt Brackenheim, insbesondere Herrn Bürgermeister Rolf Kieser, zu Dank verpflichtet. Frau Isolde A. Döbele-Carlesso vom Stadtarchiv Brackenheim danke ich für wertvolle Hinweise auf einschlägige Geschichtsquellen und Sekundärliteratur. Besonderen Dank schulde ich meinem Freunde Stefan Monhardt, der nicht nur eigens von Berlin zu dieser Gedenkfeier angereist ist, um die Zitate des Vortrags zu sprechen, sondern der auch das Entstehen des Textes bis zur entscheidenden Endredaktion hilfreich begleitet hat. Schließlich habe ich Herrn Kreisarchivar Dr. Wolfram Angerbauer für die Aufnahme meines Beitrages in diese Zeitschrift zu danken sowie für das verständnisvolle Entgegenkommen gegenüber allen meinen Sonderwünschen. So wurde es auch möglich, die Publikation durch Abbildungen und durch die Dokumentation von Quellen und Literatur in der vorliegenden Form zu erweitern.

Zitate aus Seybolds Texten oder aus der älteren Literatur werden, was ihre Orthographie (einschließlich Groß- und Kleinschreibung sowie Worttrennung) und die Interpunktion betrifft, in modernisierter Form wiedergegeben. Wörtliche Anführungen größeren Umfangs werden durch beidseitigen Einzug sowie durch kleineren Schriftgrad gekennzeichnet, wobei sämtliche Hervorhebungen mittels Kursivierung von mir hinzugefügt sind.

Wie war es während der 50er Jahre des 18. Jhdts im allgemeinen um die höhere Kultur des württembergischen Bürgertums bestellt, in das David Christoph Seybold der Jüngere am 26. Mai 1747 hineingeboren wurde? Nach dem Dreißigjährigen Krieg war die literarische, wissenschaftliche und humanistische Kultur, die von etwa 1500 bis 1630 in hoher Blüte gestanden hatte, völlig zum Erliegen gekommen und hatte auch 100 Jahre später noch keine Fortsetzung gefunden. Das geistige Leben im damaligen Württemberg war nahezu gänzlich auf den religiösen Bereich im Sinne der *protestantischen Staatskirche* und des *Pietismus* reduziert. In den Haushalten gab es oft nur drei Bücher: Bibel, Katechismus und Gesangbuch, in den Familien der Frommen höchstens noch um einige Andachtsbücher oder sonstige Hauspostillen vermehrt¹. Jede Art von schöner Literatur war als amoralisch und sündhaft streng verpönt.

David Christoph verdankte jedoch seiner Mutter Christine Elisabeth (1720–1800) die frühzeitige Bekanntschaft mit einigen vorklassischen Dichtern des 18. Jahrhunderts: sie war eine Tochter des Brackensteiner Spitalverwalters und Bürgermeisters Josef Jenisch, eines weltoffenen und über weitreichende Auslandsverbindungen verfügenden Handelsmannes:

Von *ihr* glaube ich die erste Neigung zu dem, was man schöne Wissenschaften nennt, empfangen zu haben, denn sie weiß viele große Stellen aus den damals beliebten Dichtern²... auswendig. Letztere waren daher im Hause meiner Eltern, *ein vor einige<n> dreißig Jahren in jenen Gegenden seltener Fall!*

David Christoph Seybold³ der Ältere (1713–1775), der nüchtern denkende Stadt- und Amtsschreiber, eröffnete dem Sohn den Zugang zu *Geschichte*, *Zeitgeschehen* und *Geographie*. Unser David Christoph erhielt zwar die ersten Grundlagen zu seiner humanistischen Bildung in der Brackensteiner Lateinschule⁴. Zusätzlich aber ließ ihm der Vater Privatunterricht beim zweiten Pfarrer⁵ der Stadt geben. Dabei wurde sogar *Geographie* getrieben, die damals noch kein Lehrfach an den höheren Schulen Württembergs war. Durch diese Lektionen gewann unser David Christoph, wie er noch über 30 Jahre später bekannte⁶,

eine solche Liebe zur *Geographie* und zugleich zur *Geschichte*, daß beide noch jetzt zu meinen Lieblingsstudien gehören.

Dafür kaufte der Vater Seybold seinem Sohn das Geographie-Lehrbuch von Johann Hübner⁷ und eines der ersten Realien-Lehrbücher überhaupt: Die illustrierte „Sichtbare Welt“ (*Orbis pictus*) von Johann Amos Comenius⁸ – bis ins vorige Jahrhundert ein beliebtes Unterrichtswerk mit Hunderten von Neuauflagen⁹:

... zwei sehr schätzbare Bücher, sie lehrten mich, Anteil an den Begebenheiten der Welt zu nehmen, und ich las nichts lieber als Zeitungen.

Als nämlich i. J. 1756 der Siebenjährige Krieg ausgebrochen war, hielt man auch im protestantischen Altwürttemberg diesen Kampf um die Vorherrschaft in Mitteleuropa zunächst für eine Neuauflage des Dreißigjährigen Krieges und

faßte beide Auseinandersetzungen als Religionskriege zwischen den zwei großen Konfessionen auf. Daher sympathisierte der Vater Seybold ebenso enthusiastisch wie seine ganze Umgebung mit „Friedrich dem Einzigen“ von Preußen, sah gründlich die Zeitungen, ehe sie der ungeduldig wartende Sohn zu lesen bekam, nach Siegesmeldungen seiner Partei durch und schaffte sich Landkarten an, um die Truppenbewegungen zu verfolgen.

Die Nachricht von einem Siege der Preußen war ein Fest, und das Gespräch davon fing jede Unterhaltung bei Besuchen an und schloß sie. Wer hörte da begieriger zu als der neunjährige Knabe? Vermutlich sind also diese Umstände die Quellen von meiner frühen Neugierde nach Kriegen und Schlachten und der in späteren Jahren folgenden Lektüre...¹⁰.

III

Seybold hat zwar Zeit seines Lebens allen seinen Brackensteiner Lehrern ein dankbares Andenken bewahrt und dies noch in Tübinger Universitätsschriften zum Ausdruck gebracht¹¹. Trotzdem drängte er bald darauf, in die Lateinschule nach *Marbach am Neckar* wechseln zu dürfen. Deren Präzeptor, der Magister Andreas Valentin Langenhan¹², stand in dem Ruf, vor allem im Lateinischen seine Schüler besonders weit zu bringen, wenn auch erforderlichenfalls mit äußerster Strenge. Es war damals allgemein üblich, daß bildungseifrige Schüler sich zu einem besonders tüchtigen Lehrer auch außerhalb der Heimatstadt begaben¹³. So hatte auch Langenhan in seiner Dienstwohnung immer über ein Dutzend sogenannter Kostgänger in Pension. Nachdem die Eltern Seybold endlich dem Drängen des 10jährigen David Christoph nachgegeben hatten, absolvierte er in Marbach von 1757 – 61 Langenhans sog. Trivialschule als Vorbereitung auf die gelehrten Klosterschulen. Schon damals billigte er zwar keineswegs die *Prügelpädagogik* dieses Präzeptors¹⁴.

Indessen prägte mir doch dieser Lehrer Vorliebe zu den alten Schriftstellern ein. Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich *damals schon den Vorsatz faßte, die Alten alle nacheinander zu lesen*, und suchte auch die Schriftsteller zu erhalten, die man auf der Schule nicht traktierte.

Auch begann er hier im Alter von zwölf Jahren, anderen fortan Privat- oder Nachhilfeunterricht z. B. im Lateinischen zu geben, wobei er bereits damals Geschmack am Lehren als solchen gewann¹⁵:

Diese Umstände sind's wahrscheinlich, die meine Neigung für den Lehrstand entschieden, und mein ganzer Wunsch war, einst – *Professor* zu werden.

Seinen *religiös-moralischen Zustand* während des Besuchs der Marbacher Lateinschule, also etwa zwischen seinem 11. und 15. Lebensjahre, beschreibt Seybold selbst, indem er sich damals einen „Hang zur Schwärmerei“ attestiert, folgendermaßen¹⁶:

Zuweilen, besonders an Sonntagen, las ich zu Hause, wann meine Mitschüler spazieren gingen, Arndts *Paradiesgärtchen*, und hielt mich, ob ich gleich nichts Unrechtes tat, für den größten Sünder. Wie viele Rührung die Konfirmation und der erste Genuß des Abendmahls in mir erregte, ist mir noch sehr lebhaft.

Denn David Christoph stand damals der *pietistischen* Glaubenshaltung besonders nahe¹⁷. Darauf deutet auch seine Lektüre des beliebten Gebetbuches¹⁸ von Johann Arndt, dem lutherischen Theologen und Wegbereiter des Pietismus. Unter den etwa 20 Schülern in jeder Abschlußklasse von Langenhan befanden sich in der Regel auch einige, die sich auf das *Landexamen* vorbereiteten. Diese rigorose Ausleseprüfung berechnete die jeweils Bestplatzierten zum kostenlosen Besuch der evangelisch-theologischen Klosterschulen oder Seminare. Daran schloß sich in der Regel wiederum das Studium der Theologie im *Tübinger Stift* an: eine Stipendieneinrichtung des württembergischen Staats zur Ausbildung seines Pfarrernachwuchses. Auch David Christoph war als ältester von sechs – am Leben gebliebenen – Geschwistern von seinem Vater, der selber der Sohn eines Pfarrers auf den Fildern war, für diese Laufbahn bestimmt worden. Er schloß 1761 diese Hochbegabtenprüfung erfolgreich ab. Hierzu brachte er von Marbach eine ziemliche Beherrschung des Lateinischen, das damals nicht nur am Tübinger Stift, sondern auch in den Klosterschulen noch Unterrichtssprache¹⁹ war, sowie gute Kenntnisse im neutestamentlichen Griechisch mit. Daß er allerdings eigens für dieses Examen aus den in Württemberg dafür eingeführten Lehrbüchern 150 Definitionen der *Logik* sowie weitere 80 aus der *Rhetorik*²⁰ auswendig lernen mußte, ohne inhaltlich auch nur das Geringste davon schon verstehen zu können: diesen abstumpfenden Formalismus kritisierte er noch mehr als 25 Jahre danach vom Standpunkt des erfahrenen Reformpädagogen aus als große Gedächtnismarter und als schrecklichsten Zeitverlust²¹.

IV

Zunächst absolvierte David Christoph vom Herbst 1761 bis 1763 das *niedere* Kloster in *Blaubeuren* und anschließend bis 1765 das Seminar in *Bebenhausen*. Auch hier waren wiederum die antiken Sprachen und Literaturen – neben der allgemeinen Geschichte, Literatur- und Philologiegeschichte – seine Haupt- und Lieblingsbeschäftigung. Seybold verbrachte jetzt seine freie Zeit lieber mit der Lektüre philologischer Fachliteratur, literaturgeschichtlicher Werke oder auch eines neueren Dichters statt mit *pietistischer* Erbauungsliteratur, wie einst in Marbach.

Vor allem orientierte sich Seybold hier an dem Vorbilde zweier Philologen, die damals grundlegend die *Verlebendigung* des Unterrichts in den klassischen Sprachen am Gymnasium wie an der Universität betrieben. Er studierte von Johann August Ernesti²² (1707 – 1781) besonders die beiden folgenden (jeweils mehrfach wieder aufgelegten) Schriften: „Rhetorische Anfangsgründe“, ein lange Zeit sehr berühmtes und erfolgreiches Lehrbuch²³ zur Einführung in das System der antiken Rhetorik, und seine *Opuscula*²⁴ philologica (et) critica. Und endlich fand er bei Johann Matthias Gesner²⁵ (1691 – 1761) in dessen Vorrede zur Ausgabe des römischen Historikers Livius²⁶ die schon lange gesuchte Anleitung zu einer sinnvolleren Methode der Klassiker-Lektüre, so daß

auf einmal seinem Studieren eine ganz neue Wendung und die wahre Richtung

gegeben wurde.

Im einzelnen kritisierten Gesner und Ernesti die übliche Methode, die antiken Literaturwerke nur als Steinbrüche für Grammatikregeln zu mißbrauchen, die die Schüler ohne wirkliches Verständnis auswendig zu lernen hatten. Stattdessen setzten sie sich für die *Lektüre* klassischer Schriftsteller in sinnvollen Auswahlen ein. Im Mittelpunkt stehen sollte die Erfassung der literarischen Form und der inhaltlichen Aussage. Zu diesem Zweck gab jeder von beiden *Lesebücher* heraus, die aus Musterstücken antiker Autoren zusammengestellt waren. Und letztlich propagierten sie mit alledem ein neues Selbstwertverständnis der klassischen Studien. Sie wollten diese endlich aus ihrem bisherigen Status einer bloßen „Dienerin der Theologie“ (*ancilla theologiae*) befreien. Mit diesem Programm bereiteten sie dem *Neuhumanismus* der Deutschen Klassik die Bahn.

In seinem autobiographischen Bildungsroman „Hartmann“ übte Seybold die gleiche Kritik am formalistisch-mechanischen Grammatik-Drill, den er selbst durchgemacht hatte. Eine derartige Behandlung klassischer Autoren erregte bei den meisten Schülern geradezu mit Notwendigkeit eine – nie wieder gutzumachende! – Abneigung gegen diese Fächer überhaupt. Und auch er gab als Schulmann etliche lateinische und griechische Lesebücher heraus. Damit hat Seybold also die entscheidende Einsicht für seinen späteren Durchbruch zu seiner eigentlichen Berufsrichtung schon während seiner Zeit im *Kloster Bebenhausen* gewonnen²⁷:

Es ist der Geburtsort meiner höheren Bildung. ... Mein fester Entschluß war, ein Theologe nach dem Muster eines Ernesti, den ich nebst seinem Freunde Gesner inniglich verehrte, zu werden, und mein Plan, *alle Griechen und Römer durchzulesen*, um dann zur *Theologie* überzugehen. Wie herzlich war mir da der Sommer willkommen, weil ich da *allein* auf meinem Museum bei meinem Homer und Horaz leben konnte!

Über seine Schwierigkeiten beim Einstieg in die homerische Kunstsprache läßt Seybold seinen Doppelgänger Hartmann berichten²⁸:

Ich beschloß, mit dem Homer meine Lektüre anzufangen, aber ich gab ihn drei- oder viermal auf, ehe ich nur mit dem ersten Buche zu Ende war. Die Dialekte und der Mangel an einem guten Wörterbuch machten mir's sehr schwer. ... ; aber ich ließ nicht nach, brach endlich durch und fand in der Folge desto weniger Schwierigkeiten, nachdem ich die ersten besiegt hatte.

So läßt sich nachvollziehen, daß David Christoph allmählich zur Einsicht gelangte, seinen Plan, die Durcharbeitung der gesamten klassischen Literatur und dann den Übergang zur Theologie in wenigen Jahren zu bewältigen, revidieren zu müssen. Denn er fand nunmehr²⁹,

daß *Philologie, Kritik und schöne Wissenschaften* mich für mein ganzes Leben genug beschäftigen könnten.

Dagegen verspürte er³⁰

zur *Theologie* ... jetzt keine große Lust mehr.

So unternahm der Achtzehnjährige gegen Ende seines Bebenhausener Aufenthaltes, im September 1765, den ebenso verzweifelten wie naiven Versuch, in

einem 26seitigen Brief³¹ seine Eltern eindringlich zu bitten, ihn zu seinem und zu ihrem Besten von der vorgesehenen Absolvierung des Studiums im *Tübinger Stift* zu entbinden. Der Vater möge doch, bitte, eine Eingabe an das herzogliche Konsistorium in Stuttgart richten, daß man dort seinen Sohn aus dem Stiftszwang „dimittiere“, also entlasse, ohne das Stipendium zurückzuverlangen! Statt der Unterbringung im Stift wollte unser David Christoph sich ein Privatzimmer in Tübingen mieten. Allerdings ging er in seinem Schreiben an die Eltern nur nebenbei auf eines seiner wichtigsten Motive ein. Im Tübinger Stift mußten sich nämlich sommers 2–3 Studenten eine Stube teilen, und im Winterhalbjahr, in dem immer nur wenige Schlafsäle beheizbar waren, kamen sogar 12–20 Bewohner auf *einen* Raum. So mußte Seybold befürchten, es werde ihm hier unmöglich sein, seinen Klassikern, wie er es von Bebenhausen her gewohnt war, so manche Nacht zu widmen: *dort hatte er noch ein Studierstübchen für sich allein zur Verfügung gehabt*. Doch erörtert er wohlweislich gerade diesen Umstand nicht im einzelnen. Vielmehr versucht er seine Eltern vor allem damit zu überzeugen, daß er ihnen ein düsteres Bild von den sittlichen Gefahren malt, die ihm als Stifter drohen würden. Er entwirft von den damaligen Zuständen im Stift geradezu einen *Lasterkatalog*:

Herrscht nicht Müßiggang anstatt Fleiß, Trunkenheit statt Nüchternheit, Schwelgerei anstatt Mäßigkeit? Und wer will die übrigen *Laster* alle erzählen, die man nicht gern denkt? Ein jeder, der ohne Parteilichkeit reden will und nur die geringste Erkenntnis *von dem klösterlichen Leben in Tübingen* hat, der wird zu<r> Steuer der Wahrheit bekennen müssen, daß gegen hundert Schlimmen und Unartigen nicht zehen Rechtschaffene zu finden sind.

Doch war es kein Wunder, daß er mit diesem weitgehend aus der Luft gegriffenen *Sodom- und Gomorra-Gemälde* den *Realitätssinn* seines Vaters nicht irritieren konnte³²:

Mein Vater hatte den künftigen Repetenten³³, – Diakonus, – Spezial³⁴, – vielleicht gar Prälaten im Prospekte, . . . wollte also nichts von der Dimission hören. Und ich – unterwarf mich dem väterlichen Willen. *Aber daher waren die viertelhalb Jahre, die ich in Tübingen lebte, so ziemlich für mich verloren.*

V

Der damals für alle Tübinger Theologie-Studierenden verbindliche *Studiengang* erstreckte sich über insgesamt fünf Jahre. Für seine *Promotion zum Magister der sieben freien Künste* – entsprechend einem Dr. phil. heute – konnte Seybold sich Fach und Gegenstand seiner Dissertation selber auswählen. So arbeitete er eine Abhandlung „Über die homerische Odyssee“ aus³⁵. Diese Arbeit verteidigte er glänzend – erst 20jährig – am 10. 10. 1767 in einer öffentlichen Diskussion, der sog. Magisterdisputation³⁶. Es hatte viel Mühe gekostet, überhaupt die erforderliche Zahl von Diskussions-Gegnern zusammenzubringen³⁷,

weil die Disputation wie von einem in Tübingen *fast unbekanntem Lande* handelte.

Und so brachte denn ein besonders bigotter unter diesen Opponenten das formallogisch schlagende Gegenargument vor:

Was nicht zur Ehre Gottes gereicht, ist zu verwerfen. –

Nun aber gereicht eine Disputation über den *heidnischen Dichter Homer* nicht zur Ehre Gottes.

Also...³⁸

Was hatte es mit dieser philologischen Erstlingsarbeit Seybolds, die noch im gleichen Jahr im Druck³⁹ erschien, für eine besondere Bewandnis? Ihre wissenschaftsgeschichtlich bahnbrechende Bedeutung lag darin, daß sie – wenigstens in Tübingen und d. h. in Württemberg – nach mehr als 130 Jahren wieder die erste Behandlung eines *weltlichen Dichters aus der griechischen Antike* um seiner selbst willen war⁴⁰. Dazu beschränkte sich Seybold nicht auf eine formale Untersuchung der homerischen Sprache, sondern behandelte vielmehr den Aufbau, die Erzähltechnik, die Kompositionskunst und die Menschendarstellung der *Odyssee*. Für solche Beobachtungen und Fragestellungen hatte er weder an der Universität noch gar in den Klosterschulen irgendeine Einführung und Anleitung erhalten können.

Seybolds Magister-Dissertation fand selbst die Anerkennung des damals in ganz Deutschland gefürchteten „Kunstrichters“ und Altphilologen Christian Adolf Klotz⁴¹ (1738 – 1771), der an der Universität Halle a. d. S. die ordentliche Professur der Beredsamkeit innehatte. Klotz richtete an Seybold einen Brief⁴², in dem er ihn einlud, möglichst bald zu ihm nach Halle zu kommen. Er versprach, ihn nicht nur fachlich zu fördern, sondern auch für sein berufliches Fortkommen zu sorgen.

Andererseits war der junge Magister Seybold von seinem Hauptstudium der Theologie immer weniger angetan. So versäumte er im letzten Jahr seines Studiums zuweilen den pflichtgemäßen Besuch der polemischen, d. h. der die Dogmatik kontrovers behandelnden *Vorlesungen* oder aber den Besuch der *Predigten* seiner akademischen Lehrer⁴³,

da beide nicht nach meinem Geschmacke waren, und besonders in den letzteren ein Ton herrschte, der *das Herze ganz leer* ließ.

Endlich war er gegen Ostern 1769, d. h. anderthalb Jahre vor seinem theologischen Abschlußexamen, fest entschlossen, *sein Studium am Stift abzubrechen* und nicht mehr länger in Tübingen zu bleiben. Er reiste nach Brackenheim zurück, wo er beinahe fünf Monate lang um das Einverständnis des Vaters mit seinem Vorhaben rang, statt der Theologie sich fortan *ganz der Philologie und den schönen Wissenschaften* zu widmen. Seybold der Ältere beurteilte das neuartige Berufsbild, für das sich sein Sohn entschieden hatte, als eine praktisch aussichtslose Alternative. Und in der Tat waren alle Lehrer an den Latein- und Klosterschulen, Gymnasien und Universitäten auch im 18. Jhd. – und zwar nicht nur der Alten Sprachen und nicht nur in Württemberg – in der Regel noch *voll ausgebildete Theologen*⁴⁴. Diesmal gelang es unserem Seybold, im Bunde mit seiner verständnisvolleren Mutter, die der Überzeugung war⁴⁵,

man müsse ein Kind zu einer Lebensart nicht zwingen,

SVPER
ODYSSEA HOMERICA

PRAESIDE
IMMANVEL HOFFMANN

GRAECAE LINGVAE PROFESSORE PVBLICO ORDINARIO
DVICALIS STIPENDII THEOLOGICI
EPHORO

D. X. OCT. MDCCLXVII

PVBLICE

PRO CONSEQVENDIS
SVMMIS IN PHILOSOPHIA HONORIBVS

DISPVTABIT

AVCTOR

DAVIDES CHRISTOPHORVS SEYBOLD

Brackenhemiensis.

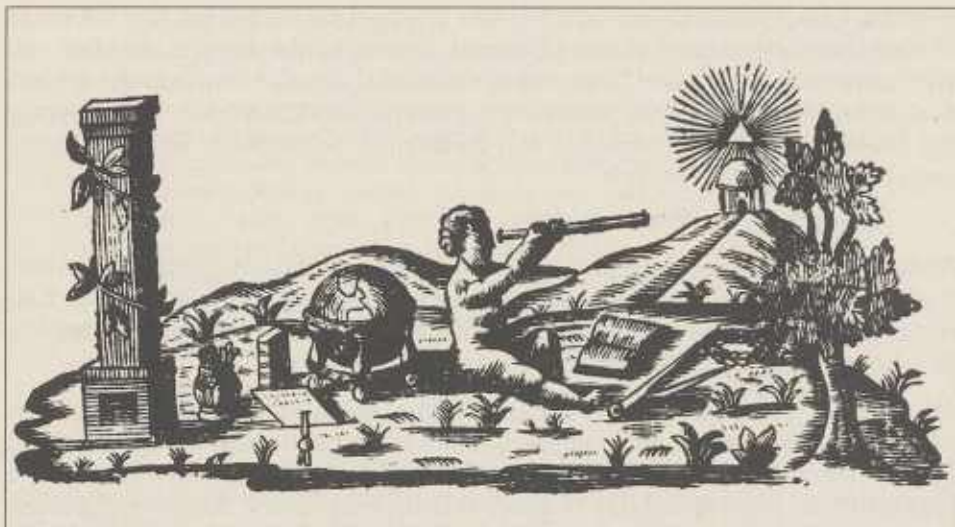
TVBINGAE
LITTERIS FVESIANIS.

Titelblatt von Seybolds Homer-Dissertation (1767)

Vorlage: Universitätsbibliothek Tübingen

den beharrlichen Widerstand seines Vaters schließlich zu überwinden. Daher verließ Seybold noch im August 1769 Württemberg, um der Einladung von Klotz nach Halle Folge zu leisten. Zu Recht konnte er selbst viel später die Wende, die sein Leben i. J. 1769 genommen hatte, in dem *einen* Satze zusammenfassen⁴⁶:

So hat gleichsam Homer mein Schicksal bestimmt.



Kopfvignette von Seybolds Homer-Dissertation (1767) Vorlage: Universitätsbibliothek Tübingen

VI

Zunächst aber schienen sich die Befürchtungen Seybolds des Älteren über die Brotlosigkeit der von seinem Sohn gewählten Berufsrichtung voll zu bestätigen. In den acht Monaten, die dieser sich als Privatgelehrter in Halle aufhielt, konnte er in dem fachlichen und persönlichen Umgang mit Prof. Klotz keine Perspektive für seine Zukunft finden. Daher begab sich Seybold im Mai 1770 nach Jena, wo sich die Aussicht auf ein öffentliches Amt an der dortigen Universität abzuzeichnen begann. Bis jedoch alle Instanzen seiner Berufung zugestimmt hatten, dauerte es noch ein geschlagenes Jahr. Endlich konnte er genau an seinem 24. Geburtstag eine außerordentliche Professur, die freilich *nicht besoldet* war, für *Klassische Philologie und die sog. schönen Wissenschaften* antreten. Da er aber auch in seinen Vorlesungen nicht so viele Studenten hatte, daß er von deren Kolleggeldern hätte leben können, blieb er zunächst weiter auf den finanziellen Unterhalt durch seinen Vater angewiesen⁴⁷. Erst ab 1772 gelang es ihm, durch Brotarbeiten für den Büchermarkt selbst etwas zu verdienen, besonders durch seine schon damals einsetzenden Übertragungen griechischer Autoren ins Deutsche: ein griechischer Liebesroman⁴⁸, eine populärphilosophische Schrift Xenophons⁴⁹, ein Drama von Euripides⁵⁰.

Trotz seiner ökonomischen Sorgen konnte Seybold zum ersten Mal in Jena das Gefühl des freien, selbstbestimmten Lebens – nach 12jähriger Kasernierung in dem Internat zu Marbach und dann hinter Klostermauern! – so recht genießen. Vorlesungen hielt er über Homer, Anakreon oder Xenophon sowie über die römischen Dichter Vergil und Horaz⁵¹. Außerdem bot er eine „Einleitung in die schönen Wissenschaften“ anhand des vielbenutzten Lehrbuches von dem Literaturästhetiker Charles Batteux⁵² (1713 – 1780). Aus diesem Lehrbuch bezogen die zeitgenössischen Rokoko-Dichter, wie Christoph Martin Wieland, ihre Leit-

begriffe. Eine weitere kleine Schrift⁵³ von Seybold zu *Homer* erfuhr 1772 einen leidenschaftlichen Verriß durch Goethe⁵⁴. Dieser frönte damals als einer der Wortführer des 'Sturm und Drang' dem *Kult des Originalgenies* und der kritiklosen Verherrlichung des *Kraftmenschen-* und *Naturburschentums*. Was Seybold bei *Homer* lediglich als *Vorstufe* von Zivilisation betrachtete, war für Goethe *ursprüngliche Natur*. Er urteilt:

Besser unwissend, als so belehrt.

Andererseits zollte ein Wieland unserem jungen Professor höchste Anerkennung für seine Ausgabe⁵⁵ einer kommentierten Auswahl von griechischen Satiiren und Dialogen des *Lukian*, des Heinrich Heine – wenn schon nicht des Voltaire! – der antiken Literatur.

Als Seybold jedoch im Juni 1774 wieder einmal seine Angehörigen in Brackenheim besuchte, war er entschlossen, nicht mehr nach Jena zurückzukehren, falls sich ihm anderswo eine besoldete Position im Bereich seiner Fächer biete. Nun erfuhr er daheim, daß das *Rektorat des Gymnasiums* in Speyer z. Z. gerade nicht besetzt war. Durch Vermittlung von Bekannten erhielt er im November 1774 die Berufung auf die dortige Stelle, die mit einem Jahresgehalt von 400 Gulden und den üblichen Nebenleistungen in Form von Naturalien und Dienstwohnung dotiert war. Grundsätzlich motivierte Seybold selbst diesen Wechsel von der Gelehrtenrepublik der Universität in die pädagogische Provinz damit, man könne bei Gymnasiasten⁵⁶:

in einem Jahre mehr Gutes stiften, als in zwanzig Jahren auf der Universität. Überhaupt fühlte ich mich zu einem Lehrer der Jugend bestimmt, weil ich sie liebte, mich mit ihr wohl beschäftigen konnte, und früh geübt hatte, mich zur Fassungskraft anderer herabzulassen.

VII

Sofort nach der Übernahme des Rektorates in Speyer griff Seybold die Aufgabe an, den Unterricht an dem reichsstädtischen Gymnasium im Geiste der von Gesner und von Ernesti entwickelten frühneuhumanistischen Prinzipien zu reformieren⁵⁷. Er schaffte den lateinischen Grammatik-Drill ab, führte einige modernere Lehrbücher ein und setzte an die Stelle der formalistischen Wortklauberei das inhaltlich-sachliche Verständnis der Texte selbst. Dazu gab er der Behandlung der deutschen Muttersprache, der Geschichte und Geographie im Unterricht mehr Raum. Und als pädagogisches Ziel stellte er die Erziehung der jungen Menschen zur „Wohlanständigkeit“ sowie zu geistiger Freiheit und Selbständigkeit auf, wie er ja auch die gewalttätige Prügelzucht abzuschaffen suchte. Er errang mit diesen grundlegenden Neuerungen persönlich einen glänzenden Erfolg, wie er im II. Teil seiner „Predigten des Herrn Magister Sebaldu Nothanker aus dessen Papieren gezogen“ einen Ungenannten erzählen läßt⁵⁸. Hinter diesem verbirgt sich natürlich Seybold selbst⁵⁹. Als nämlich dieser Namenlose bei Antritt des Lehramtes in Speyer mit einigen der dortigen Bürger spricht, warnen sie ihn vor der verdorbenen, unbändigen Jugend ihrer Stadt, die keine Lust zum Lernen habe und allezeit nur auf Possen und Mutwillen aus sei. Er aber läßt sich dadurch keineswegs Angst einjagen:

Ich fing an, mit den Jünglingen *freundlich* zu reden, weil man sie so *sklavisch* behandelt hatte. Ich suchte in ihnen einen kleinen Ehrgeiz zu wecken und behandelte sie als junge Herren Ich stellte ihnen ihre Bestimmung vor und machte sie auf die Zukunft aufmerksam. Vorher war das ewige Latein gepritscht⁶⁰ worden. Itzt führte ich sie in die *Geschichte*, in die *Geographie*, machte ihnen *schöne Gedichte*⁶¹ bekannt; ließ sie einige auswendiglernen, wenn ich zuvor das, was schön darinnen war, erklärt hatte; sagte ihnen auch Verschiedenes aus der *Naturkunde* vor usw. Und nach nicht gar einem Jahr kamen die Eltern und sagten: »Vorher ist mein Sohn nicht gerne in die Klasse gegangen, itzt hört er keine Stunde lieber schlagen, als die ihn zu seinem Lehrer ruft. Er war vorher wild, itzt ist er gesitteter, arbeitet zu Hause, fragt mich oft etwas, worauf ich selbst nicht antworten kann etc. – und die Schüler bekennen: Ein ernsthafter Blick ihres gegenwärtigen Lehrers sei ihnen ärger als *alle Schläge* der vorigen Pedanten.«

Auch im privaten Bereich konnte Seybold in Speyer den Umgang mit einigen hochgebildeten Persönlichkeiten von Adel genießen, die in ihren Mußstunden selbst Beiträge zur schönen Literatur verfaßten⁶². Doch nachdem sein Vater, der alte Stadt- und Amtsschreiber, gestorben war, gründete Seybold i. J. 1775 einen eigenen Hausstand. Er verheiratete sich nämlich mit Charlotte Friederike Keller⁶³, einer, wie er selbst von ihr rühmt⁶⁴,

guten Gattin, einer fast zu treuen Mutter und einer fleißigen Haushälterin.

Damit erfüllte sie genau das Ideal, das die rationalistische Pädagogik damals für die Bürgersfrau⁶⁵ formuliert hat. Seybolds glücklicher Ehe mit Charlotte Friederike, Tochter des ehemaligen Oberamtmannes Imanuel Urban Keller zu Brackenheim, entsproßten insgesamt 4 Töchter und 5 Söhne⁶⁶. Zwei von diesen starben schon im zartesten Knabenalter während des Februars 1784. Von den anderen sind besonders Friedrich Seybold und Karoline List, geb. Seybold, in die Geschichte eingegangen. Jener⁶⁷ hat als einziger der Söhne das literarische Talent und gewisse wenigstens zeitweilige Vorlieben des Vaters in politischer Hinsicht weitergepflegt bzw. zeitgemäß weiterentwickelt. Bei Friedrichs jüngster Schwester Karoline ist es bemerkenswert, daß sie in zweiter Ehe seit 1818 mit dem aus Reutlingen stammenden Friedrich List⁶⁸ (1789 – 1846) verheiratet war: mit dem genialen Nationalökonom und Eisenbahnpionier, aber in seinen letzten Jahrzehnten rastlos durch die Welt Umhergetriebenen. So mußte seine tapfere Frau⁶⁹ mit Mann und Kindern eine wahre Odyssee von mehr als 30 Umzügen innerhalb und außerhalb Deutschlands, ja sogar in die USA mitmachen, ehe List seinem Leben ein Ende setzte. – Doch kehren wir von diesem Ausblick auf die Nachkommenschaft zu unserer Hauptperson zurück!

VIII

Vom März 1776 bis zum Oktober 1779 leitete Seybold dann das Gymnasium im pfälzischen *Grünstadt*, der Residenz der Grafen von Leiningen-Westerburg. Auch an dieser Anstalt – mit vier regulären Lehrerstellen – führte er dieselben Unterrichtsreformen, wie in Speyer, durch und erntete wieder den verdienten Erfolg⁷⁰. Außerdem begann Seybold hier damit, seine pädagogischen Anschau-

Seybold's
Hartmann
eine
Württembergische Klostergeschichte

herausgegeben

von

W n.



Leipzig,

in der Beygandschen Buchhandlung, 1778.

Titelblatt mit Titelvignette von Seybolds „Hartmann“ (1778)

Vorlage: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart

ungen und Zielsetzungen in öffentlichen *Schulreden*⁷¹ sowie in *Schulschriften*⁷² theoretisch zu reflektieren. So handelt z.B. sein Grünstadter Programm⁷³ aus dem Jahre 1777, um wenigstens einmal einen Einzeltitel zu nennen, von einer damals sehr aktuellen Frage, nämlich:

Ob ein Schulmann ein Theologe sein muß?

Natürlich plädierte Seybold in dieser Broschüre dafür⁷⁴,

daß es Zeit sei, den Jugendlehrerstand von dem theologischen zu trennen.

Ferner führte er hier die schon in Speyer angefangene Herausgabe von Lesebüchern, also von sog. Chrestomathien oder Anthologien, für den Latein- und Griechischunterricht, ja sogar für Lektionen zur schönen Literatur mit mehreren Titeln fort. Bei diesen Büchern sollten die ausgewählten Textstellen besonders unter dem vergleichenden Gesichtspunkt ergiebig sein, d. h. an ihnen sollte gut deutlich werden, wie derselbe Stoff von verschiedenen Dichtern oder dasselbe geschichtliche Ereignis von verschiedenen Historikern behandelt werden konnte.

Und schließlich gelang es Seybold in Grünstadt, neben alledem auch noch zwei seiner bedeutendsten Romane, so zunächst den „Hartmann, eine Wirtembergische Klostergeschichte“⁷⁵ zu vollenden. Hierbei handelt es sich um einen *humanistischen Bildungsroman*, der nach Seybolds explizitem Hinweis⁷⁶ weit hin als autobiographischer Schlüsselroman zu lesen ist. Mit dieser Geschichte wollte er nun vor allem bei bestimmten Adressaten eine erzieherische, d. h. zu humanistischen Studien anspornende Wirkung erzielen, nämlich bei seinen jungen Landsleuten in den evangelischen Klosterschulen Württembergs. Sie wollte er damit⁷⁷

besonders ... ermuntern, sich durch echtes Studium der Alten und der Sprachen zu wahren Theologen, auf dem Wege eines Ernesti, zu bilden.

Der andere große Roman Seybolds aus seiner Grünstadter Zeit ist der zweibändige „Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Offiziers“⁷⁸, in dem der Verfasser seine

Idee von *der besten politischen Verfassung*

zum Ausdruck bringen wollte. So findet sich hier, zumal der II. Teil vor allem im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg spielt, am deutlichsten Seybolds Begeisterung für die Grundsätze der *Menschenrechte* und der *Demokratie*, wie sie soeben in den Verfassungen der bis dahin britischen Kolonien in Nordamerika proklamiert worden waren. Dagegen wird von der in diesem Briefroman verkündeten *freiheitlichen Gesinnung* aus scharfe Kritik an den in Europa herrschenden *Standesvorurteilen* laut. Mit dieser Thematik und Tendenz stellt, wie in der deutschen Literaturwissenschaft⁷⁹ längst anerkannt ist, Seybolds „Reizenstein“ eine besondere Spielart der Gattung des zeitgenössischen „*empfindsamen Romans*“ dar. So enthält der „Reizenstein“ entsprechend der Parole: „Zurück zur Natur!“ eine Reihe von idealen Zügen der sentimentalischen Literatur, wie z. B. Liebe zur Natur sowie Preis der Unschuld und ländlicher Freuden.

Im Oktober 1779 wechselte Seybold als Konrektor und „Zweiter Professor“ an das Evangelische Gymnasium in *Buchsweiler*, der Haupt- und Residenzstadt der *Grafschaft Hanau-Lichtenberg* im Unterelsaß. Dieses Territorium gehörte politisch zum weit entfernten Kernland *Hessen-Darmstadt*⁸⁰. Doch war der damals regierende Ludwig IX. (1719–1790) von Hessen-Darmstadt in seiner Nebenfunktion als Landgraf von Hanau-Lichtenberg nicht völlig souverän. Vielmehr stand sein elsässisches Herrschaftsgebiet schon seit dem 30jährigen Kriege unter französischer Oberhoheit, nachdem dem Sonnenkönig Ludwig XIV. wenigstens in diesem Abschnitt die Expansion bis zur „natürlichen“ Rheingrenze geglückt war. Nun hatte zwar die Gelehrtenschule in Buchsweiler sogar eine postabitoriale Kollegstufe, in der Absolventen, die sich auf die Universität noch tiefer und gründlicher vorbereiten wollten, 1–2 Jahre lang Vorlesungen in allgemein bildenden Fächern besuchen konnten. Indessen war der Unterricht völlig im althergebrachten Trott erstarrt.

Daher berief das dortige Konsistorium unter Gewährung von besonders hoch dotierten Stellenzulagen⁸¹ den ausgewiesenen Reformpädagogen Seybold nach Buchsweiler ausdrücklich für die Aufgabe, das Gymnasium von Grund aus zu reorganisieren⁸². Er sollte hier auch die humanitären Erziehungsgrundsätze eines Rousseau in eine aufgeklärte, weltliche Schulpraxis umsetzen. So lag seit Seybolds Vereidigung am 18. November 1779 de facto die gesamte Leitung des Unterrichts in seinen Händen, während der bisherige Rektor sein Amt nur noch dem Namen nach innehatte⁸³. Und tatsächlich gelang es Seybold auch in Buchsweiler, eine weitgehende Erneuerung der Unterrichtsmethode herbeizuführen. Er selbst unterrichtete⁸⁴ beispielsweise im Schuljahr 1786 wöchentlich insgesamt 16 Stunden, darunter in der *Prima* in den Fächern Latein und Griechisch, ferner in Naturkunde, politischer Zeitungslektüre, antiker Mythologie⁸⁵ und Deutsch; in der *Sekunda* in Latein sowie in deutscher Briefstellerei und Liederdichtung; und schließlich hielt er in der *Tertia* deutsche Übungen ab und erteilte in Naturkunde Unterricht. Hinzu kam in jeder Schulwoche eine Konferenz aller Lehrer über Disziplin, Fleiß und etwaige Bestrafung der Schüler. Infolge all dieser Maßnahmen steigerte sich unter Seybolds Aufsicht die Schülerfrequenz⁸⁶ der Anstalt von insgesamt 63 i. J. 1779 auf 134 i. J. 1789, worunter sich 54 Pensionäre aus der Fremde befanden. So konnte er später⁸⁷ mit Recht hervorheben, daß das Gymnasium unter seiner Leitung so aufblühte, daß sich die Zahl der Schüler mehr als verdoppelte und das Einzugsgebiet von Graubünden bis nach Westfalen reichte. Insgesamt hat Seybold also das Vertrauen, das man mit seiner Berufung nach Buchsweiler in ihn gesetzt hatte, voll und ganz gerechtfertigt; ja, er hat vielleicht die kühnsten Erwartungen, die man damit verknüpft hatte, nicht nur erfüllt, sondern sogar noch übertroffen. Aus dieser Periode der ständigen Aufwärtsentwicklung seines Gymnasiums stammt auch sein Porträt⁸⁸, das ziemlich lebensecht ausgefallen sein soll.

Die noch übrige Zeit und Energie scheint er in den 80er Jahren vor allem in die Zeitschrift investiert zu haben, die er von 1782 bis 1791 unter dem Titel: „*Magazin für Frauenzimmer*“ herausgab⁸⁹. Es lag ihm besonders am Herzen, dafür

Beiträge von *Autorinnen* etwa über die Geschichte ihrer Erziehung oder über ihren Lebenslauf zu gewinnen. So sammelten sich mit der Zeit insgesamt 19 Mitarbeiterinnen um dieses Journal⁹⁰. Doch mußte auch Seybold selbst immer wieder zur Feder greifen, um die monatlichen Einzelnummern auf den zugesagten Umfang zu bringen. Er schrieb zwei lehrhafte *Frauenromane*⁹¹, die fortsetzungsweise in dieser Zeitschrift und dann als selbständige Bücher erschienen: „Barbara Pfisterin“⁹², worin er die schädlichen Folgen der weiblichen Eitelkeit schildert, und „Amalie Welserin“⁹³ mit dem Bilde häuslicher Glückseligkeit auf dem Lande.

Mit dem Beginn der *Französischen Revolution i. J. 1789* verschlechterten sich auch in Buchsweiler die Rahmenbedingungen für Seybolds Arbeit. Im Zuge des Abbaus der Herrschafts- und Lehnsrechte zerfiel zunächst die hessendarmstädtische Regierungsgewalt über die Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Daher wurden ihre Verwaltungsbeamten schon im Sommer 1791 aus dem Elsaß abberufen, während die hochfürstlichen Güter in das Eigentum der französischen Nation übergingen, um versteigert zu werden. Dasselbe geschah mit den Kirchengütern, aus deren Erträgen zuvor die laufenden Bezüge auch aller Lehrer des Gymnasiums bestritten wurden. So erhielt Seybold mit seinen Kollegen im Schuljahr 1792/93 keine Besoldung mehr⁹⁴. Ostern 1793 mußte sein Gymnasium wegen des Fernbleibens auswärtiger Schüler und wegen der zunehmenden Emigration einheimischer Schülerfamilien den Unterricht endgültig einstellen⁹⁵. Seybold selbst blieb mit seiner Frau vorerst weiter in Buchsweiler, während die Kinder – oder wenigstens einige von ihnen? – noch rechtzeitig zu seiner betagten Mutter nach *Brackenheim* in Sicherheit gebracht werden konnten. Am 10. Oktober 1793 wurde er zusammen mit weiteren Professoren, den beiden Stadtpfarrern sowie anderen Honoratioren aus Buchsweiler unter dem Verdacht, mit Feinden der französischen Republik verräterischen Briefwechsel zu führen, verhaftet; bald darauf wurden die Verhafteten nach *Straßburg* transportiert und hier für etwa vier Wochen festgehalten⁹⁶. Es ist also nicht wahr, wie noch immer in der Literatur⁹⁷ behauptet wird, daß der fanatische Jakobiner Eulogius Schneider als „Öffentlicher Ankläger beim peinlichen Gericht des Niederrheinischen Departements“ Seybold ins Gefängnis der elsässischen Metropole werfen ließ und daß dieser dort „jahrelang“, jedenfalls bis nach dem Sturz von Robespierre, der drohenden Hinrichtung durch die Guillotine gewärtig sein mußte. Vielmehr war er – wie seine Mitgefangenen auch – von einem ehemaligen Mitglied seines Buchsweilener Lehrer-Kollegiums aus persönlicher Rachsucht bei den republikanischen Machthabern fälschlich denunziert worden⁹⁸: Seine Unschuld kam rasch zutage. Doch mußte Seybold noch fast zwei Jahre in Buchsweiler ausharren.

Schon in seinem anonym erschienenen Roman: „Lucian's Neueste Reisen oder wahrhafte Geschichten“⁹⁹, einer angeblich authentischen Fortsetzung der „Wahren Geschichten“ dieses antiken Satirikers, hatte sich Seybold bereits 1791 deutlich von der Französischen Revolution und damit auch von den Idealen, die er selbst vor allem in seinem politischen Roman „Reizenstein“ vertreten hatte, distanziert. Und so war dann für ihn mit dem endgültigen Zusammenbruch der alten Ordnung im 'Hanauer Land' und mit der völligen Vernichtung seiner Reorganisationsarbeit am Gymnasium zu Buchsweiler eine Welt unter-

gegangen. Hatte er doch gehofft, hier sein Leben in Sicherheit und wohlverdientem Erfolg beschließen zu können, wo er nunmehr „den schwersten Schiffbruch erlitten“ hatte¹⁰⁰.

X

Seit 1794 nahm in Württemberg die Planung immer konkretere Form an, endlich auch an der Tübinger Landesuniversität eine ordentliche Professur der „Klassischen Literatur“ zu schaffen. Dafür hatte die von Herzog Ludwig Eugen (1731 – 1795) berufene Studienkommission neben anderen Kandidaten auch Seybold vorgeschlagen. Auf Grund dieser Aussicht kehrte er im Mai 1795 mit offizieller Erlaubnis der Pariser Regierung nach Württemberg zurück. Sofort nach der Ankunft bei seinen Brackheimer Angehörigen bekräftigte er brieflich¹⁰¹ gegenüber dem Präsidenten der Stuttgarter Studienkommission die *reformkonservative Grundüberzeugung*, zu der er mittlerweile bekehrt worden war:

Daß ich das Glück meiner Mitmenschen, namentlich und zuerst meiner Landsleute, nicht in einer französischen, d. i. plötzlichen und überspannten Revolution, sondern in verbesserter Erziehung und allmählicher Aufklärung suche, ...

Ähnlich stellt Seybold in einem etwa gleichzeitigen Schreiben¹⁰² an Herzog Friedrich Eugen (1732 – 1797), der damals gerade die Regierung über Württemberg angetreten hatte, nicht nur seine fachliche Eignung für die Tübinger Professur eindringlich heraus, sondern unterstreicht auch seinen *politischen Gesinnungswandel*: Er habe in den sechs Jahren der Französischen Revolution Gelegenheit genug gehabt,

die Vorzüge einer Alleinregierung vor demokratischer Anarchie einzusehen und zu würdigen.

mit zu würdigen.
In diesen Angelegenheiten ist mir mit höchster Aufmerksamkeit,
für das Wohl des Landes
Maximilian Friedrich Seybold in Stuttgart

unterzeichnet
Seybold, Professor.

Aus Seybolds Brief an Herzog Friedrich Eugen (1795)

Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Tatsächlich entschied sich der württembergische Herzog unter den Bewerbern auf diese Stelle für den damals 49jährigen Seybold¹⁰³. Dieser konnte trotz aller bürokratischen Verzögerungstaktik¹⁰⁴ der Universität schließlich am 30. Juni 1796 seine Tübinger Antrittsvorlesung halten. Er hatte jedoch *kein Stimmrecht* bei den Beratungen der Ordinarien der Philosophischen Fakultät und im Akademischen Senat¹⁰⁵. Auch das *Promotionsrecht* war ihm bei seiner Berufung vorenthalten worden. Die alteingesessenen 'Kollegen' betrachteten ihn als Eindringling¹⁰⁶ in ihre geschlossene Gesellschaft und bestanden eifersüchtig auf ihren Privilegien.

In seinen *Vorlesungen* behandelte Seybold meist dieselben Autoren aus der Antike, wie in seiner Jenenser Zeit¹⁰⁷. Dazu bot er den Studierenden regelmäßige Veranstaltungen zur *Neueren Literaturgeschichte* an oder Übungen im *deutschen Stil*, was wir heute etwa als „Creative writing“ bezeichnen würden¹⁰⁸. Mit seiner vergleichenden Betrachtungsweise von antiken Literaturwerken mit Schöpfungen des Mittelalters oder neuerer Zeiten konnte Seybold noch keine allgemeine Resonanz finden. Er war auch in diesem Punkte seiner Zeit voraus¹⁰⁹. Unter seinen Hörern, die er in dieser Beziehung entscheidend förderte, befand sich jedoch auch der junge Ludwig Uhland, wie dessen Witwe später bezeugte¹¹⁰:

Mehr Anregung . . . erhielt er durch eine Vorlesung des Professor Seybold über den *Homer*. Als der Lehrer die *Odysee*, *Ossian* (. . .) und das lateinische Gedichte *Walther von Aquitanien* verglich, war das sehnsüchtige liederdürstende Herz seines Zuhörers voll Wonne. Mit klopfender Brust eilte er in die Wohnung des Lehrers und erbat sich den *Waltharius* von ihm. »Das hat in mich eingeschlagen«, sagte er.

In seiner schriftstellerischen Arbeit widmete sich Seybold in diesen letzten Lebensjahren zunächst der moralischen Bildung der Studenten¹¹¹. Herzog Friedrich Eugen honorierte auch diese Bemühungen in einem Erlaß an den akademischen Senat vom 6. November 1797 mit besonderer Anerkennung¹¹². Außerdem erwarb sich Seybold Verdienste um die biographische Darstellung bedeutender Württemberger. So veröffentlichte er 1799 – und damit 50 Jahre vor der Herausgabe des lateinischen Originals – seine Übersetzung der „Selbstbiographie“ des 'utopischen Pietisten' Johann Valentin Andreae¹¹³ (1586–1654), eines Vorläufers der *Schwabenväter* des 18. Jahrhunderts. Denn während seiner letzten Tübinger Periode kehrte Seybold zur vollen Anerkennung der *realen Bedeutung* der protestantischen Landeskirche in der Geschichte und Gegenwart zurück¹¹⁴. Die *pietistisch* gefärbte Frömmigkeit seiner Kindheit und Jugend hatte er sich auch während seiner aufklärerischen Emanzipation von der offiziellen Orthodoxie stets bewahrt. In seinem „Vaterländischen Historienbüchlein“¹¹⁵ setzte er schließlich auch seinem württembergischen Patriotismus ein bleibendes Denkmal.

Der Professor David Christoph Seybold ist am 10. Februar 1804, noch nicht 57 Jahre alt, an der „Brustwassersucht“ in Tübingen gestorben¹¹⁶.

Von David Christoph Seybold ging an den Schulen und Hochschulen, an denen er lehrte, forschte und publizierte, eine Wirkung für die Durchsetzung der klassischen Literatur als wertvolles Bildungsgut im allgemeinen Bewußtsein aus, die zumal im südwestdeutschen Raum bis heute fort dauert¹⁷. Bezeichnend für diese bleibende Ausstrahlung ist gerade ihre Anonymität¹⁸ und Nichtfaßbarkeit. Die Impulse, die er für die *Verlebendigung und die Humanisierung der klassischen Studien* allenthalben aussandte, gleichen einer konzentrischen Bewegung, die sich wellenförmig fortpflanzt¹⁹.

Sollte das, was ich geschrieben habe oder noch schreiben werde, in die Pfefferläden wandern, so hoffe ich, doch sonstens fürs tätige Leben nicht ganz umsonst dagewesen zu sein und etwas auf einen Teil der Nachwelt gewirkt zu haben.

Verdienen meine Schriften wirklich Tadel, so hilft alle Rechtfertigung nichts: werde ich aber unschuldig getadelt, so wird die Zeit mich rechtfertigen.

Trotz seiner – bleibenden – Bedeutung und seines Ruhmes unter seinen Zeitgenossen ist David Christoph Seybold immer stolz auf seine Vaterstadt gewesen. Auch die Stadt *Brackenheim* hat weiterhin Grund, auf diesen bedeutenden Sohn stolz zu sein.



Karoline List, geb. Seybold (1847)

Vorlage: Heimatmuseum Reutlingen

Auswahlbibliographie von und zu David Christoph Seybold:

Folgende Abkürzungen werden hier und /oder in den Anmerkungen verwendet:

- ADB: Allgemeine Deutsche Biographie. Hrsg. durch die Historische Kommission bei der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, 56 Bd.e, München u. Leipzig 1875–1912.
DCS: David Christoph Seybold (der Jüngere).
HStAS: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
StAB: Stadtarchiv Brackenheim.
UAT: Universitätsarchiv Tübingen.
UBT: Universitätsbibliothek Tübingen.
WLB: Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart.

A. Primärliteratur:

Seybold, D. C.: Hartmann, eine Wirtembergische Klostersgeschichte, Leipzig 1778.

Derselbe: Deutsche Autobiographie von 1787:

Fassung *a*) in: Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, hrsg. von Friedrich Wilhelm *Strieder*, 14. Bd., Kassel 1804, 273–303 (Lebenslauf) u. 304–316 (Schriftenverzeichnis, vom Verfasser selbst zusammengestellt u. oft auch kommentiert), wobei der Hrsg. beides, 303f. bzw. 316–319, bis zu Ende zu führen versucht hat (zitiert: DA bei *Strieder*);

Fassung *b*) in: DCS, Kleinere Schriften vermischten Inhalts, I. Teil, Lemgo 1792 (WLB: Paed. oct. 3925), 1–38: hier nur die Selbstbiographie, aber vom Autor 1791 überarbeitet und ergänzt (zit.: DA-KS).

Derselbe: Lateinische Autobiographie in: Einladungsschreiben des Universitätsrektors zu Seybolds Tübinger Antrittsvorlesung (Programma Aditiale), Tubingae (UBT: L XV 8.2 [73. Stück]) 1796: 2 beidseitig bedruckte, nicht durchnummerierte Blätter (zit.: LA 1796).

Derselbe: Catalogus bibliothecae Seyboldianae, Tubingae (UBT: L XV 26a) mense Aprilis 1804, 58+68 S.: der Verkaufskatalog seiner nachgelassenen Bibliothek (zit.: CBS).

B. Sekundärliteratur:

Georgii-Georgenau, Eberhard Emil von: Biographisch-genealogische Blätter aus und über Schwaben, Stuttgart 1879, 914–927: Seybold (zit.: BGBl).

Grupe, Eduard: Aus Buchsweilers Geschichte zu Ende des vorigen Jahrhunderts: 1788–1795, Straßburg 1896 (= Wissenschaftl. Beilage zum Programm des Gymnasiums in Buchweiler 1896).

Holder, August: David Christoph Seybold aus Brackenheim, eine fast vergessene schwäbische Berühmtheit, in: Mitteilungen des Zabergäu-Vereins 2 (1901) Sp. 1–8 u. 111f.

Derselbe: Die Brackheimer Familie Seybold und deren zwei hervorragendste Vertreter, in: Vierteljahrshefte des Zabergäu-Vereins 13 (1912) 5–13 u. 17–21.

Johns, Karla: David Christoph Seybold (1747–1804). Der erste Inhaber des Lehrstuhls für klassische Philologie in Tübingen, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen 6 (1955) 5–7.

Klein, Karl – Grupe, Eduard: Festschrift des Vereins ehemaliger Schüler zur 300jährigen Jubelfeier des Gymnasiums ... zu Buchweiler, Buchweiler 1912, 1–124: K. Klein, Zur Geschichte des Gymnasiums und seiner Lehrer bis 1871 (zit.: Klein, FS 1912).

Angerbauer, Wolfram: Im Zabergäu geborene Professoren der Universität Tübingen in den ersten vier Jahrhunderten ihres Bestehens (II): David Christoph Seybold, in: Zeitschrift des Zabergäuvereins 1979, 47–49.

Ders. – Abfahl, Gerhard, und andere: Brackenheim. Heimatbuch der Stadt Brackenheim und ihrer Stadtteile, Brackenheim 1980 (zit.: Heimatbuch Brackenheim).

Anmerkungen und Quellennachweise

1 Vgl. Günter Erning, Das Lesen und die Lesewut. Beiträge zu Fragen der Lesergeschichte, dargestellt am Beispiel der schwäbischen Provinz, Bad Heilbrunn 1974, 13f.; Otto Borst, Bestseller. Zur Wirkungsgeschichte südwestdeutscher Literatur, in: Literatur im deutschen Südwesten, hrsg. von Bernhard Zeller u. Walter Scheffler, Stuttgart 1987, 260–276, hier 262. Die Verbreitung von Erbauungsliteratur auch unter einfacheren Volksschichten in einem württembergischen Albdorf während des Zeitraums von 1748 bis 1820 untersucht Hans Medick, Weben und Überleben in Laidingen 1650–1900, Göttingen 1996 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 126), 447–560 (mit zahlreichen Statistiken und Beispielen authentischer Bücherinventare).

2 Dafür werden an der zitierten Stelle, DA bei Strieder 273 = DA-KS 1f., vor allem folgende Beispiele genannt: Die vom Kaiser in Wien zur gekrönten Dichterin erhobene Magdalena Sibylla Rieger (1707–1786) aus Württemberg, deren schlichte Lieder sich auf das religiöse Gebiet beschränken und stark von *pietistischer* Frömmigkeit geprägt sind; der Leipziger Fabeldichter Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), der in seinen didaktischen Parabeln die Moralvorstellungen und Ideale des fortschrittlichen, kultivierten Bürgertums der Aufklärungszeit mit *pietistisch* gefärbter Frömmigkeit verband; der Schweizer Albrecht von Haller (1708–1777), dessen epische Nachschilderungen die Zweckmäßigkeit der Schöpfung und die sittliche Weltordnung preisen, oder der Hamburger Fabeldichter Friedrich von Hagedorn (1708–1754), der als Rokoko-Lyriker noch bekannter geworden ist. Den drei zuletzt genannten Autoren ist gemeinsam, daß sie alle – mehr oder weniger – das Ideengut der europäischen Aufklärung vertraten, d. h. mit ihren Werken vor allem die moralische Verbesserung der Menschen fördern wollten. – Die Begeisterung von Seybolds Mutter für zeitgenössische Werke der schönen Literatur war unter den kulturellen Bedingungen in Schwaben um 1750 ein glücklicher Ausnahmefall (so auch Erning 38); vgl. zum Grundsätzlichen Friedrich Sengle, Wieland, Stuttgart 1949, 247f.

3 DCS hat, wie er selbst bezeugt (DA bei Strieder 273 Anm. 2), seinem Vater im „Hartmann“, 224–225, mit der folgenden Charakteristik eines Stadtschreibers ein literarisches Denkmal gesetzt:

... der ehrlichste Mann auf zwanzig Meilen im Umfange, zu dem die ganze Gegend als zu einem gemeinschaftlichen Vater seit einigen dreißig Jahren in allen Nöten ihre Zuflucht genommen hatte und dessen Tod daher viele Tausende wehmütigst beklagten. Denn er hatte nie Geschenke genommen, den Armen unentgeltlich gedient, den Wohlstand mancher Familie hergestellt, den Ruin vieler andern verhindert, das Vermögen seiner Mündel aufs treueste verwaltet, und bei dem hübschen Vermögen, das er den Seinigen hinterließ, waren sie sich's bewußt, daß kein ungerechter Pfennig dabei war.

Damit hat Seybold nur einige der Züge etwas weiter ausgeführt, die schon das Epitaph an seinem Vater gerühmt hatte (Text bei Georg Christoph Bertsch, Grabschriften auf dem Kirchhofe zu Brackenheim, ebd. 1834 [StAB: A 1745], 9f.). So hat er noch später, LA 1796 fol. 1^v, die äußerst gewandte und gewissenhafte Amtsführung seines Vaters in dessen 39 Dienstjahren hervorgehoben.

4 Hier unterrichteten ihn in dem alten Schulhaus, heute Kirchstraße 11 (Abb. s. Heimatbuch Brackenheim 215), zunächst der Zweite Lehrer (= Provisor oder Kollaborator) Melchior Knauff und dann der Präzeptor Mag. Johann Jakob Rappolt. Ersterer (1696–1760) erwarb sich vor allem als Stadtorganist sowie als Komponist der Kantaten zu den Erbhuldigungsfeiern von 1734 und 1744 Verdienste (vgl. Heimatbuch Brackenheim 112 u. 216; Isolde A. Döbele-Carlesso, in; Brackeneheimer Erbhuldigungscantata zum Amtsantritt Herzog Carl Eugens 1744 von Melchior Knauff, ebd. 1994, 7); er war seit 1737 mit einer Schwester des Stadtschreibers D. C. Seybold verheiratet (vgl. Ferd. Friedr. Faber, Die Württembergischen Familienstiftungen nebst genealogischen Nachrichten,

Heft 4, Stuttgart 1853 [Neudruck 1940], Stiftung Nr. 8, § 144). Magister Rappolt leitete die Lateinschule seiner Vaterstadt als Erster Lehrer von 1747 bis 1791 (s. Heimatbuch Brackenheim 216f. u. 224); mit seiner Tochter Wilhelmine Sophie (1750–1842) war DCS seit 1797 in zweiter Ehe, die kinderlos blieb, verheiratet (Quelle: „Trauungsregister 1788–1802“, S. 64, im Evangelischen Kirchenregisteramt Tübingen; vgl. auch Georgii-Georgenau, BGBI 916).

5 Diakon oder Helfer in Brackenheim war von 1753 bis 1762 Mag. Christian Ludwig Neuffer (1724–1781). Danach wirkte er als Dekan bis 1775 in Pfullingen und anschließend bis zu seinem Tod in Tuttingen; vgl. Christian Sigel: Das Evangelische Württemberg. Seine Kirchenstellen und Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart, Bd. 1–17, Gerbersheim 1910–1935 (UBT/LS: theol K 574), hier Bd. 14, 2, S. 34.

6 DA bei Strieder 274 = DA-KS 2f.

7 Wahrscheinlich handelte es sich dabei um das folgende Lehrbuch: Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie bis auf gegenwärtige Zeit . . . , Leipzig 1706. Dieser Abriss, der lange Zeit weit verbreitet war und auch in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurde, hat bei der Einführung der Geographie als Schulfach bahnbrechend gewirkt. Vielleicht besaß DCS ein Exemplar folgender Neuauflage: Regensburg und Wien 1755 (in CBS ist dieser Titel nicht nachweisbar). Vgl. zu Leben und Werk von Hübner (1668–1731), des Rektors am Gymnasium in Merseburg und dann am Hamburger Johanneum (einer der renommiertesten Gelehrtenschulen Deutschlands), H. Kaemmel, ADB 13 (1881) 267–269. – Seybold hat später auch selbst zur geographischen Literatur bemerkenswerte Beiträge geliefert. So war er beispielsweise beteiligt an der deutschen Ausgabe von Thomas Harmer, Observations on various passages of Scripture, unter dem Titel: Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen zur Aufklärung der heiligen Schrift. Aus dem Englischen von J. E. Faber, F. A. K. Werthes u. D. C. Seybold, Teil I–III, Hamburg 1772–1779: er übersetzte den II. Band zum größten Teil, leitete ihn mit einer Vorrede ein und gab ihn heraus (1775). Vor allem arbeitete er in Buchweilers Band III–V eines Werkes zur „Geographie, Geschichte und Statistik der europäischen Staaten“ aus, nämlich von Großbritannien und Irland (1785), Frankreich (1786–89) und von den Vereinigten Niederlanden (1791).

8 Dieser Theologe und vielseitige Gelehrte (1592–1670) war nicht nur als letzter Bischof der böhmisch-mährischen Brüder, ehe sie in der Herrnhuter Brüdergemeine aufgingen, ein Vorläufer des Pietismus, sondern auch einer der grundlegendsten Pädagogen der Neuzeit. Vgl. zu ihm G. Baur, ADB 4 (1876) 431–436, sowie die Darstellung von Hans Scheuerl, in: Ders. (Hrsg.), Klassiker der Pädagogik I: Von Erasmus von Rotterdam bis Herbert Spencer, München 1991, 67–82; 315–317 u. 339. Zur Bibliographie seiner erstmals 1658 publizierten Bilderfibel vgl. Kurt Pilz: Johann Amos Comenius. Die Ausgaben des Orbis Sensualium Pictus, Nürnberg 1967.

9 Zitat: DA bei Strieder 275 = DA-KS 3.

10 DA bei Strieder 275 = DA-KS 4. In der Tat studierte David Christoph später nicht nur die Lehrbücher deutscher und französischer Theoretiker der Kriegskunst, sondern gab auch die Übersetzung folgender Schrift von Jacques Antoine Hippolyte de Guibert (1743–1790) mit einer eigenen Vorrede heraus: Abhandlung über den gegenwärtigen politischen und Kriegszustand von Europa, Leipzig 1775. Ferner versah er beispielsweise seine 4bändige Eindeutschung des Geschichtswerkes, das der griechische Universalhistoriker Polybios für den Zeitraum von 264 bis 144 v. Chr. verfaßt hat, mit den Anmerkungen neuerer Militärschriftsteller (Lemgo 1779/83). Und noch in den 90er Jahren übersetzte er unter dem Titel „Kriegslisten“ auch die *Strategemata* des Polyän, eine aus dem 2. Jhd. n. Chr. stammende militärische Kuriositätensammlung zur Taktik und Belagerungstechnik, aus dem Griechischen in seine Muttersprache. Auch verfaßte und veröffentlichte er von 1782 bis 1801 neun Bände *Historischer Almanache* und *Kalender*, die besonders zur Unterweisung der Jünglinge auf diesem Gebiet und zu ihrer moralischen Erhebung gedacht waren. Darin nimmt die Berücksichtigung von Schlachten und von anderen kriegerischen Ereignissen einigen Raum ein.

11 So in seiner Kurzbiographie des Magisterprogramms vom 18. 10. 1767 (UBT: L XV 14.2-1 [183. Stück]), fol. III, unter Nr. 4 der Stiffler (Rappolt) oder in LA 1796, fol. IV (Knauff, Rappolt und Neuffer).

12 Vgl. Georg Fehleisen, Geschichte der Lateinschulen unter der Steig, in: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, hrsg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte, Bd. III 1, Stuttgart 1927, 289–365, hier 332–336 zur Lateinschule in Marbach, bes. 332–334 zu Langenhan. Seybold pflegt seinen Namen im deutschen Kontext zu „Langhan“ zu verkürzen (so DA bei Strieder 276f. = DA-KS 5), geht aber von der korrekten Form für die latinisierte Fassung aus („Langenhanus“, Belege s. vorige Anm.).

13 Marianne Doerfel, Zur Geschichte der Kulmbacher Lateinschule, in: *Gymnasium. Ztschr. f. Kultur d. Antike u. humanistische Bildung* 103 (1996) 433–448, hier 435, betont zu Recht, daß damals der Schüler sich oft den guten Lehrer oder die hohe Schule selbst suchte, „wenn er Mittel und Wege fand, *seinen Unterhalt zu finanzieren*“. Umgekehrt bestimmten sich Ansehen und Qualität einer Schule nicht zuletzt nach „der Anzahl auswärtiger Schüler“ (434). Soweit nun für Seybolds Besuch auswärtiger Bildungsanstalten immer wieder besondere Ausgaben anfielen, konnten seine wirtschaftlich gut gestellten Eltern die erforderlichen Summen ohne weiteres aufbringen. Außerdem ist er nach dem Brackensteiner „Legatenbuch“ (StAB: B 1882), in dem alle Auszahlungen der dortigen Studienstiftungen Jahr für Jahr verzeichnet sind, von 1756 bis 1770 Empfänger des „Fürstlichen Stipendiums“ gewesen. Dabei handelte es sich um eine Stiftung der Herzogin Barbara Sophia (1584–1636) zu dem Zweck, begabten Söhnen Brackensteiner Bürger „den Zugang zu einem Universitätsstudium zu erleichtern“ (Heimatbuch Brackenheim 215, vgl. 237f. u. auch 96–100). Und zwar wurden die Stipendien jeweils zu Georgii für das vergangene Jahr ausbezahlt, wobei die Stipendienhöhe vom Rang der besuchten Anstalt abhing. So erhielt DCS 1756 nur 5 Gulden als Lateinschüler (*trivialis*), 1766 aber schon 7^{3/4} Gulden (Legatenbuch S. 213), da er im vorhergehenden Jahre zunächst noch Klosterschüler (*claustralis*) gewesen, dann jedoch zur Universität übergegangen war, und schließlich gar acht Gulden und 20 Kreuzer für 1769, sein letztes Jahr als immatrikulierter Studierender (*academicus*) an der Universität Tübingen.

14 Das folgende Zitat: DA bei Strieder 277 = DA-KS 5f. Grundlegend für Seybolds Verständnis von Wissenschaftlichkeit überhaupt war das Leitbild einer möglichst vollständigen und gründlichen Erfassung des jeweiligen Gegenstandsbereiches, wie es sich schon hier mit dem ehrgeizigen Vorsatz meldet, alle Autoren der griechischen und der römischen Antike – jeweils der chronologischen Reihenfolge nach? – durchzuarbeiten.

15 DA bei Strieder 278 = DA-KS 7.

16 DA bei Strieder 279 = DA-KS 8.

17 In der Sekundärliteratur zu Seybold hat, wenn ich recht sehe, allein Frau Johns 1955, 5 Sp. a–b, diesen für immer prägenden Durchgang des Heranwachsenden durch die Gefühls- und Vorstellungswelt des Pietismus erkannt und gewürdigt. Seybolds zunehmende Emanzipation von der Religiosität seiner frühen Jugendjahre führte ihn zwar auch zu förmlicher Aversion gegen die württembergische Theologenausbildung und gegen das herkömmliche Pfarrertum überhaupt. Doch mentalitätsgeschichtlich wirkt das Pietismus-Erbe in säkularisierter Form selbst zur Zeit seiner größten inneren Entfernung vom Christentum in ihm fort. So ist z. B. das charakteristische Element der Empfindsamkeit in seinen Romanen der 70er und 80er Jahre primär pietistischen Ursprungs.

18 Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um das zuerst 1612 in Leipzig erschienene Gebetbuch: *Paradiesgärtlein voller christlicher Tugenden, wie solche zur Übung des wahren Christentums durch geistreiche Gebete in die Seele zu pflanzen*. Arndt (1555–1621) war auch mit anderen Werken Jahrhunderte hindurch ein vielgelesener Autor christlicher Erbauungsliteratur und hat insbesondere auf die Theologie Johann Valentin Andreäs (s. u. Anm. 113) und auf Philipp Jakob Speners (1635–1705) Grundlegung des *Pietismus* maßgebenden Einfluß ausgeübt. Vgl. zu ihm Martin Brecht et alii (Hrsgg.): *Geschichte des Pietismus I. Der Pietismus vom 17. bis zum frühen 18. Jahrhundert*, Göttingen 1993, 130–151.

19 Vgl. dazu Erning (o. Anm. 1) 123f. Anm. 44 und 127 Anm. 92.

20 Bei dem offiziellen Rhetoriklehrbuch handelte es sich um das „*Compendium rhetorices pro scholis adornatum, Tubingae 1682*“ (u. öfter), verfaßt von Christoph Kaldenbach, dem Tübinger Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst u. Geschichte (und damit Inhaber des humanistischen Lehrstuhls) von 1656–1695. Es war in überarbeiteter Fassung noch an den württembergischen Gymnasien in Gebrauch, als Schiller und Hölderlin zur Schule gingen. Vgl. dazu Wilfried Barner, *Tübinger Poesie und Eloquenz im 17. Jahrhundert: Christoph Caldenbach*, in: *Attempo. Nachrichten für die Freunde der Universität Tübingen* 35/36 (1970) 98–118, bes. 109 (Titelbild der Erstausgabe) u. 115; ders., *Christoph Kaldenbach (1613–1698), Poet und Rhetoriker im Barockzeitalter*, in: *500 Jahre Tübingen Rhetorik. Ausstellungskatalog*, hrsg. von Joachim Knape, Tübingen 1997, 76–79 (s. auch die Abbildung von Kaldenbachs Porträt, ebd. 88).

21 Vgl. DA bei Strieder 280f. = DA-KS 9f. und außerdem die lebendige Schilderung des – alljährlich vor der zentralen Kirchenbehörde in Stuttgart abzulegenden – Landexamens in Seybolds „*Hartmann*“ 65–74.

22 Nach dem Studium vor allem der Philologie und Theologie wirkte Ernesti lange Jahre als Kon-

rektor bzw. als Rektor der Leipziger Thomasschule. Daneben lehrte er zunächst als außerordentlicher Professor der Philologie und dann als Professor der Beredsamkeit an der Leipziger Universität, bis er 1759 auf eine ordentliche Professur der Theologie ebendort berufen wurde. Vgl. zu Ernesti Frdr. Aug. Eckstein, ADB 6 (1877) 235–241, sowie Karlheinz Blaschke – Franz Lau, Neue Deutsche Biographie 4, Berlin 1959, 604f.

23 Vgl. Seybolds entsprechende Schilderung, „Hartmann“ 141f., die schon Frau Johns 1955, 5 Sp. c, und Angerbauer 1979, S. 48, zu Recht auf ihn selbst bezogen haben. Der originale Titel dieser von Ernesti lateinisch abgefaßten Schrift, die eine willkommene Alternative zu der veralteten Rhetorik Kaldenbachs war, lautet: *Initia rhetorica, Lipsiae 1750*. Seybolds Handexemplar ist in CBS, II. Serie S. 54 unter Nr. 1190, verzeichnet.

24 *Lugduni Batavorum (= Leiden) 1764* (auch dieser Titel findet sich in CBS, I. Serie S. 27 unter Nr. 58). Dabei handelt es sich um eine – lateinische – Sammlung von Schulprogrammen über philologische Einzelfragen sowie von Abhandlungen zur Methode der grammatisch-historischen NT-Exegese. Vgl. zur Bedeutung dieser methodologischen Richtschnur für Seybold in Bebenhausen DA bei Strieder 282–284 = DA-KS 11–13.

25 Vgl. zu diesem profilierten Reformpädagogen, der Rektor der Leipziger Thomasschule vor Ernesti war und dann an der neu gegründeten Göttinger Universität als erster Professor der Klassischen Philologie den Boden für deren Aufblühen bereitete, den vorzüglichen Beitrag von Ulrich Schindel, Johann Matthias Gesner, Professor der Poesie und Beredsamkeit 1734–1761, in: Carl Joachim Classen (Hrsg.), *Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen*, Göttingen 1989, 9–26 (mit der Abbildung eines Porträts von Gesner [11] und zahlreichen Literaturangaben).

26 *Titi Livii historiarum libri qui supersunt . . .*, Tom. I–III, Lipsiae 1735 (21755). Keiner dieser beiden Drucke ist in CBS zu identifizieren. Gesners „Vorrede“ ist auch in folgender Ausgabe seiner Kleinen Schriften abgedruckt: *Opuscula minora varii argumenti vol. II, tom. 7, Vratislaviae 1745*, p. 289–307. Besonders begeistert war Seybold von der Theorie der „kursorischen Lektüre“, die in dieser Vorrede erstmals aufgestellt ist. Daher gibt er sogar Gesners einschlägigste Paragraphen dazu (§§ 24 u. 25) im „Hartmann“, 143f. Anm. (hier zu Anfang auch das folgende Zitat), in deutscher Übersetzung wieder. Vgl. im übrigen Schindel, a. O. 17–19, zur epochemachenden Bedeutung dieser Vorrede. Bemerkenswerterweise hat sich auch Seybolds Landsmann Hegel als Gymnasiast i. J. 1786 lateinische Auszüge aus dem ganzen Text von Gesners Vorrede angelegt; vgl. Georg Friedrich Hegel, *Gesammelte Werke Bd. 3*, hrsg. von Friedhelm Nicolin, Hamburg 1991, 64–73 u. 260.

27 DA bei Strieder 282f. = DA-KS 12.

28 „Hartmann“ 145. Ebenso sei es anfangs ihm selbst ergangen, teilt Seybold in seinem „Schreiben über den Homer“ (1772) 49 mit. Damit will er die an der Originallektüre der homerischen Epen Interessierten ermutigen, sich von den sprachlichen Einstiegsschwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen.

29 DA bei Strieder 288 = DA-KS 18.

30 DA bei Strieder 287f. (vgl. DA-KS 18).

31 Das Autograph, datiert am Schluß auf den 8. Sept. 1765, hat in der WLB die Signatur: Cod. hist. 4° 333 a, 54; das folgende Zitat mit dem Lasterkatalog findet sich auf S. 8. DCS berichtet selbst, DA bei Strieder 288 = DA-KS 18f., von diesem „Sendschreiben“ und verwendet zwei leicht überarbeitete Zitate daraus (S. 2 u. 18f.) für den analogen Bittbrief seines Doppelgängers, „Hartmann“ 160 bzw. 161f. Doch übergeht er hier geflissentlich, wie bereits Frau Johns 1955, 5 Sp. c – 6 Sp. a, festgestellt hat, seine frühere Schilderung der angeblichen Sittenverderbnis im Tübinger Stift.

32 DA bei Strieder 288 = DA-KS 19. Vgl. im „Hartmann“ 165–171 die gleichfalls ablehnende Reaktion des Vaters auf den Bittbrief des Titelhelden, sein Tübinger Studium der Theologie nicht im Stift absolvieren zu müssen.

33 Die Repetenten (*magistri repetentes*) waren die besten unter den jungen Theologen am Stift, die ihr Studium bereits abgeschlossen hatten. Ihre Aufgabe bestand darin, die Stiffler noch zusätzlich zu den Professoren zu unterrichten, indem sie mit ihnen den Stoff der philosophischen Vorlesungen oder mit den schon Fortgeschritteneren das offizielle Kompendium der Dogmatik Kapitel für Kapitel wiederholten. Vgl. Martin Brecht, *Die Anfänge der idealistischen Philosophie und die Rezeption Kants in Tübingen*, in: *Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477–1977*, ebd. 1977, 381–428, hier 383f.

34 Mit 'Spezial' bezeichnete man damals in Württemberg denjenigen Geistlichen, der heute

Dekan oder in anderen Gegenden Deutschlands Superintendent heißt. Dabei handelte es sich um eine Abkürzung des Titels 'Spezialsuperintendent' (im Unterschiede zum 'Generalsuperintendenten'); vgl. Seybolds Erklärung dieses Ausdrucks in seinem „Hartmann“, Fußnote zu S. 2.

35 Denn just dazu verfügte er über den größten Karteikasten mit Notizenmaterial, das er hauptsächlich bereits in Bebenhausen gesammelt hatte; vgl. DA bei Strieder 289 = DA-KS 20.

36 Vorsitzender (praeses) war dabei Prof. Immanuel Hoffmann (1710–1772), seit 1757 Ordinarius der Griechischen, d. h. Neutestamentlichen Sprache und zugleich Ephorus, also Leiter des Evangelischen Stifts. S. die farbige Abbildung seines Porträts aus dem Tübinger Totenbuch in: Die Universität Tübingen von 1477 bis 1977 in Bildern und Dokumenten, ebd. 1977, 178. Im übrigen ist Hoffmanns Rolle bei Seybolds Promotion nicht etwa mit der eines herkömmlichen Doktorvaters zu vergleichen. Vielmehr war DCS in seinen philologischen Anfängen wesentlich Autodidakt, da er sich durch Privatlektüre und im Selbststudium seinen Zugang zur wissenschaftlichen Forschung allein suchen mußte.

37 Die beiden folgenden Zitate ebenfalls DA bei Strieder 289 = DA-KS 20.

38 'Also ist diese Disputation zu verwerfen', ist natürlich als Schlußfolgerung zu ergänzen. Nur bei diesem grundsätzlichen Einwand mußte der Vorsitzende Seybold zur Hilfe kommen.

39 Super Odyssea Homericæ, Tubingae 1767 (mit einem Umfang von 40 S.). Für die Abbildungen, die in diesem Beitrag daraus reproduziert sind, diente von den drei Exemplaren im Bestand der Tübinger Universitätsbibliothek das folgende als Vorlage: Ka I 600–62. 1767, 21. Der Text des Titelblatts lautet übersetzt: „Über die homerische Odyssee wird unter dem Vorsitz von Immanuel Hoffmann, öffentlich-ordentlichem Professor der griechischen Sprache und Ephorus des herzoglichen theologischen Stiftes, David Christoph Seybold aus Brackenheim als Verfasser am 10. Oktober 1767 öffentlich disputieren, um den höchsten akademischen Grad der Philosophischen Fakultät zu erringen. Tübingen, aus der Druckerei <von Ludwig Friedrich> Fues.“ Die Kopfvignette auf S. 3, d. h. unmittelbar vor dem Einsetzen des Textes, enthält eine allegorische Darstellung, die auch bei den Drucken juristischer oder theologischer, aber keineswegs aller Dissertationen dieses Jahrgangs aus derselben Offizin erscheint: In einer – antikisierenden (vgl. die lorbeerbekränzte Säule [→ Magistergrad als zweiter Lorbeerkrantz]) – Landschaft sitzt ein junger Gelehrter, der durch folgendes Zubehör charakterisiert wird: 1 aufgeschlagenes und 1 geschlossenes Buch, Schreibpapier und -gerät sowie Zirkel und Globus. Durch ein Fernrohr, das er sich mit beiden Händen vor die Augen hält und das übermäßig lang ist, hält er nach einem unbekanntem, dem Leser und Betrachter jedenfalls verborgenen Objekt Ausschau.

40 Martin Crusius, von 1559 bis 1607 Professor für Griechisch, Latein und Rhetorik, war zwar ein 'schreibwütiger Finsterling', aber ein veritabler Gräzist. Sooft er ein Kolleg über Homer ankündigte, mußte er wegen des starken Andrangs der Studenten im größten Auditorium der Burse lesen, das seitdem „Homerischer Hörsaal“ hieß (Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg III 1, Stuttgart 1927, 50 Anm. 5 u. 92; vgl. DCS, Vaterländisches Historienbüchlein [1801] 183). In den Jahren 1594 bis 1598 arbeitete er einen Kommentar zur Ilias, Odyssee und zu den anderen unter Homers Namen überlieferten Dichtungen aus, von dem nur ein kleiner Teil, nämlich der Kommentar zum ersten Gesang der Ilias, i. J. 1612 zu Heidelberg gedruckt ist; vgl. Reinhold Stahlecker, Martin Crusius, der erste deutsche Verfasser eines Kommentars zum gesamten Homer, in: Philologische Wochenschrift 59 (1939) Sp. 1196–1207. Doch mit dem Dreißigjährigen Krieg, etwa mit dem Dichterhumanisten Friedrich Hermann Flayder (vgl. Scherer, ADB 7 [1878] 106f.), der von 1629 bis 1640 Professor der griechischen Sprache und der klassischen Literatur war, brach die hier einst von Männern wie Reuchlin, Melancthon und Camerarius begründete Tradition einer umfassenden Gräzistik ab. Diese beschränkte sich fortan auf die Erklärung des Neuen Testaments im Interesse der Theologie; vgl. DCS, a. O. 201. So erklärt sich der Beifall, den Seybold für seinen ersten – sicher noch unausgereiften – Versuch zu Homer aus gelehrten Kreisen Württembergs und anderer deutscher Länder erhielt. Vgl. zu dieser affirmativen Rezeption bei seinen Landsleuten seine eigene Deutung, LA 1796 fol. IV:

... sie sahen, daß Homer, der fast von der Zeit des Martin Crusius an offensichtlich vernachlässigt worden war, gleichsam nach dem Heimkehrrecht zu den Ufern des Neckars in seine frühere Stellung zurückgelangt war.

41 Vgl. zu diesem Gelehrten Konrad Bursian, ADB 16 (1882) 228–231; ausführlichere Darstellung in: Ders., Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, München u. Leipzig 1883, Bd. I 444–451.

42 Darin lobte er seine Homer-Schrift sehr und forderte ihn auf, sie in umgearbeiteter Form in

einer 2. Auflage erscheinen zu lassen. Diese kam denn auch tatsächlich in einem stark erweiter-
ten Umfang (von 78 S.) und mit einer verehrungsvollen Widmung an Klotz zu Halle 1769 heraus.
Seybolds Dedikationsbrief ist datiert: „Tubingae, d. 2. Sept. 1768.“

43 DA bei Strieder 288 = DA-KS 19. Natürlich bestand für die Stiftler gemäß ihren Statuten auch
Lektionszwang. Trotzdem erlaubte sich z.B. Schelling als Primus seines Stiftsjahrganges, die
theologische Vorlesung im Sommer 1794 25mal und im folgenden Winter sogar 52mal nicht zu
besuchen; vgl. M. Brecht, a.O. (s. Anm. 33) 419.

44 Dieses damalige Monopol der Theologen auf die gelehrte Jugendbildung war sachlich inso-
fern fundiert, als sie während der beiden ersten Jahre ihres Studiums sich der Philosophie und
anderen Disziplinen der Artistenfakultät, wie sie traditionellerweise noch genannt wurde, zu
widmen hatten. Alle Absolventen des Tübinger Stifts konnten daher beruflich als Pfarrer oder als
Präzeptoren (bzw. Gymnasialprofessoren) unterkommen. Allerdings wurde ein Präzeptorat oft nur
als Durchgangsstation zu einer Pfarrstelle angesehen. Doch gab es durchaus Karrieren mit wie-
derholtem Wechsel zwischen Schuldienst und geistlichem Amt. Aus dem gleichen Grunde pfleg-
ten ausgebildete Theologen ursprünglich auch die Lehrstühle der Philosophischen Fakultät in
Tübingen zu besetzen. Als jedoch die Spezialisierung und Differenzierung der Wissenschaften im
19. Jahrhundert immer weiter fortschritt, ging es natürlich mit einer Universitätsausbildung, die
derart alternative Berufsoptionen in sich umfaßte, zu Ende.

45 DA bei Strieder 291 = DA-KS 23.

46 DA bei Strieder 292 (vgl. 284) = DA-KS 24 (vgl. 14).

47 Vgl. DA bei Strieder 293f. = DA-KS 25f.

48 Liebesgeschichte des Kleitophon und der Leukippe. Aus dem Griechischen des Achilleus
Tatios übersetzt, Lemgo 1772. Dieser Roman wird heute in das letzte Viertel des 2. Jahrhunderts
n. Chr. datiert.

49 Das Gastmahl des Xenophon aus dem Griechischen übersetzt, Lemgo 1773. Dabei handelt es
sich um einen Dialog zwischen Sokrates und anderen Athenern der klassischen Zeit, mit dem
sein Verfasser in Konkurrenz zu Platons „Gastmahl“ treten wollte.

50 Alkestis, ein Trauerspiel des Euripides. Aus dem Griechischen nebst einer Abhandlung, Leip-
zig 1774. Von dieser Schrift, die in die Rezeptionsgeschichte von Wielands Umdichtung der euripi-
deischen *Alkestis* zu einem Singspiel (1773) gehört, gab Adolf Wagner (1774–1835), ein Onkel
Richard Wagners mit größtem Einfluß auf dessen innere Jugendbildung, zu Leipzig 1828 eine völ-
lig umgearbeitete Neuauflage heraus.

51 Vgl. LA 1796, fol. III^r.

52 DCS legte von Batteux' *Cours de belles Lettres ou Principes de la littérature* (Bd. 1–4, Paris
1747–1750 [u. öfter]) die deutsche Übersetzung durch Karl Wilhelm Ramler (1725–1798) zu-
grunde, deren vier Bände in dritter Auflage – mit Zusätzen dieses „deutschen Horaz“ vermehrt –
Leipzig 1769 erschienen waren (Handexemplar: CBS, II. Serie S. 51 unter Nr. 1125). Batteux wie
Ramler betrachteten Horazens Lehrbrief „Über die Dichtkunst“ als das Kompendium der Poetik,
so vor allem dessen Grundsatz, der Dichter müsse das Angenehme (oder: Ergötzliche, Gefällige
usw.) mit dem Nützlichen zu verbinden suchen.

53 Mit seinem „Schreiben über den Homer an die Freunde der Griechischen Literatur“ (Ei-
senach 1772) wollte DCS eine griechische „Handausgabe“ dieses Dichters – ohne lateinische
Parallelübersetzung im Unterschied zu den barocken Prachtausgaben in Quart oder Folio –
ankündigen; doch ist es ihm nicht gelungen, dieses Vorhaben jemals zu verwirklichen (vgl. DA bei
Strieder 304).

54 In: „Frankfurter gelehrte Anzeigen“ vom 11. September (= Nr. 73) 1772, 577–581; Neudruck:
Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Mit einer Einleitung von Wilhelm Scherer hrsg. von
Bernhard Seuffert, Heilbronn 1883 (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts Bd. 7 u.
8), 480–483. Diese nach den damaligen Gepflogenheiten *anonym* erschienene Rezension ist un-
ter Goethes Werken seit dessen „Vollständiger Ausgabe letzter Hand“ Bd. 33, Stuttgart u. Tübin-
gen 1830, 14–19, wiederholt abgedruckt, z.B. in: *Sophien-Ausgabe* 37. Bd., Weimar 1896,
199–202; *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe* Bd. 36 (= Schriften zur Literatur I), hrsg. von Oskar
Walzel, Stuttgart-Berlin o. J., 10–14. Schließlich findet sich dieser Text auch in spezielleren Aus-
wahleditionen aus Goethes Oeuvre, so etwa in: Ernst Grumach, *Goethe und die Antike. Eine
Sammlung*, Berlin 1949, I 118–120 (ohne die drei ersten Absätze); Horst Günther (Hrsg.), *J. W.
Goethe. Schriften zur Weltliteratur*, Frankfurt/M. 1987 (= Insel taschenbuch 1025), 20–24. Gleich-
wohl ist Goethes – alleinige oder wenigstens überwiegende – Verfasserschaft an dieser Rezen-

sion nicht völlig sicher. Dabei stellt weniger Herder für sich allein eine ernsthafte Alternative dar als vielmehr Goethes Ausarbeitung eines von Herder stammenden Grundgedankens oder Entwurfs zu dieser Besprechung, von der das folgende Zitat den vernichtenden Schlußsatz bildet. Was freilich die sachliche Kompetenz und Relevanz der etwa 30 Rezensionen, die Goethe aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ dieses Jahrgangs zugeschrieben werden können, betrifft, so urteilte beispielsweise René Wellek, *Geschichte der Literaturkritik 1750–1950*, Bd. 1, Darmstadt 1978, 208: Sie seien alle „eher Satiren oder lyrische Meditationen als kritische Analysen. In allen zeigt sich die Ablehnung der rationalistischen Rokokoliteratur seiner Zeit. Das Künstliche stellt er dem Natürlichen und echt Empfundenen, vergangene Größe der Kleinheit der Gegenwart gegenüber“.

55 Luciani *opuscula selecta*, Gothae 1773, mit Widmung an den Herzog Karl Eugen von Württemberg (diese Zueignung fehlt in der revidierten und erheblich vermehrten Neuauflage, ebd. 1785). DCS hat dem damals schon berühmten Dichter und Weimarer Prinzenerzieher *Wieland*, zu dessen Lieblingsschriftstellern ebenfalls Lukian (ca. 120–180 n. Chr.) gehörte, ein Exemplar dieser Schulausgabe verehrt. Sein schwäbischer Landsmann bedankte sich für diese Aufmerksamkeit, zumal aus seinem dichterischen Oeuvre zahlreiche Stellen von Seybold zur Erläuterung von Lukians Text zitiert werden, mit einem schmeichelhaften Brief vom 15. Dezember 1773. Nachdem Frau Johns 1955, 6 Sp. b, den Erstdruck dieses Briefes besorgt hatte, liegt er mittlerweile auch in der Berliner Akademie-Ausgabe vor: *Wielands Briefwechsel Bd. V (1983)*, bearbeitet von Hans Werner Seiffert, Nr. 230, 206f. (Text); Bd. VI 3 (1995), bearbeitet von Siegfried Scheibe, 1170f. (Erläuterungen).

56 DA bei Strieder 295 = DA-KS 27f.

57 Vgl. dazu Karl Reissinger, *Dokumente zur Geschichte der humanistischen Schulen im Gebiet der Bayerischen Pfalz 1. 2.*, Berlin 1910/1911 (= *Monumenta Germaniae Paedagogica* Bd. 47 u. 49), hier Bd. 1: *Historische Einleitung ...*, 292–294 u. 326, sowie Bd. 2: *Dokumente zur Geschichte der weltlichen Schulen in Zweibrücken, Speyer ...*, 589–602. Als Dokument Nr. 113 sind hier die Reformvorschläge publiziert, die Seybold als Rektor eigenhändig ausgearbeitet und dem Rat der Reichsstadt zur offiziellen Beschlußfassung vorgelegt hatte. Alle sieben Paragraphen seines Entwurfs wurden einzeln von diesem Gremium behandelt und gebilligt. Damit hatte DCS sich als Grundlage seiner pädagogischen Reformarbeit eine neue Schulordnung geschaffen, die für alle Lehrer seines Kollegiums verbindlich war.

58 In der – auf den 27. April 1776 datierten – Vorrede des Herausgebers, S. 41–43. Bei Seybolds anonym publizierten „*Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker* aus seinen Papieren gezogen“, Teil 1. 2., Leipzig 1774/76, handelt es sich um eine *antidogmatische* Schrift, in der ein allgemeinverständlicheres Predigen vor dem Landvolk propagiert und demonstriert wird. Indem er hierbei von der literarischen Fiktion Gebrauch macht, die von ihm selbst dafür ausgearbeiteten *Predigten* gehörten dem Titelhelden von Friedrich Nicolais Roman: „*Das Leben und die Meynungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker*“, Bd. 1–3, Berlin-Stettin 1773–1776, erklärt Seybold sich – mehr oder weniger – solidarisch mit der volksaufklärerischen Richtung jenes Berliner Popularphilosophen und insbesondere mit dem Anliegen seines betreffenden Buches. In diesem Roman richtete sich Nicolai aber gegen die heuchlerische Orthodoxie, wobei er vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes ausging.

59 Vgl. DA bei Strieder 297 mit Fußnote 1 = DA-KS 29 mit Anm.

60 Im Sinne von „gepaukt“.

61 Nämlich: aus der deutschen Literatur.

62 So Joseph Anton Siegmund Freiherr von Beroldingen (1738–1816), Domherr zu Speyer und Hildesheim; zu diesem siehe Hartmut Harthausen in: *Pfälzer Lebensbilder 3*, Speyer 1977, 107–143. Vgl. DA bei Strieder 298 = DA-KS 30.

63 Geb. am 29. 11. 1751 in Brackenheim, gest. ebendort den 27. 8. 1796 an einem „Nervenschlag“. Ihre Vermählung mit Seybold fand am 15. Juli 1775 statt.

64 DA bei Strieder 302f. (fast gleichlautend auch DA-KS 38).

65 Deren Bestimmung sei, erklärte einer der führenden Vertreter des sog. Philanthropinismus, Joachim Heinrich Campe (1746–1818), „eine gute Gattin, eine gute Mutter und eine gute Vorsteherin des Hauses zu werden“ (zit. nach: Elisabeth Blochmann, *Das »Frauenzimmer« und die »Gelehrsamkeit«*. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland, Heidelberg 1966, 35; vgl. Siegfried J. Schmidt, *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1989, 192).

66 DA bei Strieder 303 = DA-KS 38: ferner LA 1796, fol. II^V (die diesbezüglichen Angaben bei Georgii-Georgenau, BGBl 916, sowie bei Holder 1912, 7, 12 u. 20, sind unzutreffend).

67 Geboren wurde Ludwig Georg *Friedrich* Seybold in Buchsweiler am 3. 11. 1784 (so laut Eintrag im dortigen „Kirchenbuch ... für die Jahre 1778 bis 1787“, 327f. [auf der Mairie von Bouxwiller noch immer einsehbar!]) und starb am 23. 7. 1843 in Stuttgart als verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift „Der Beobachter“. Er ist als Verfasser von Romanen, Novellen und Schauspielen hervorgetreten und spielte während der Restaurationszeit in Württemberg als *liberaldemokratischer* Politiker und Publizist eine prominente Rolle. Für die literarische Manifestation seiner politischen Überzeugung mußte er 1832 / 33 mit einer siebenmonatigen Festungsstrafe auf dem Asperg büßen. Zu seiner staatlichen Verfolgung aus politischen Gründen vgl. im einzelnen die Untersuchung von Arthur Schielinsky: Zensur im Vormärz. Der Prozeß gegen den württembergischen Schriftsteller Friedrich Seybold im Jahre 1832, Frankfurt / M. – Bern – New York 1983.

68 Nachdem dieser bekanntlich seine ordentliche Professur für Staatsverwaltungspraxis an der Universität Tübingen wegen Kollision mit der Obrigkeit bereits 1819 wieder niedergelegt hatte, wurde auch er zur Strafe für sein zu freies Wort 1824 / 25 etliche Monate lang in der Festung Hohenasperg inhaftiert.

69 Friedrike *Karoline* Seybold wurde 1789 zu Buchsweiler geboren und starb 1866 in München. Über die Entbehrungen, die sie sich während ihres unfreiwilligen Wanderlebens auferlegte, schreibt Isabella Pfaff, in: Friedrich List und seine Zeit. Ausstellungskatalog zum 200. Geburtstag, Reutlingen 1989, 209: „Vielleicht läßt sich auch der beständig schlechte Gesundheitszustand der Frau auf mangelnde Ernährung zurückführen. Nahrung, die sie sich vom Mund absparte, um sie den Kindern zu geben.“ Im Reutlinger Heimatmuseum befindet sich ein beeindruckendes Ölbild von Karoline List, das ihre Tochter Lina List i. J. 1847 mit Liebe gemalt hat.

70 Vgl. DA bei Strieder 301f. = DA-KS 35 sowie vor allem LA 1796, fol. II^f; ferner Reissinger, Bd. 1 (s. Anm. 57) 67 u. 327.

71 Von seinen in der Regel ziemlich erbaulichen *Reden*, die er bei besonderen schulischen Anlässen zu halten pflegte, ließ er 10 nochmals 1792 im I. Teil seiner „Kleineren Schriften“ abdrucken. Dieser trägt daher den Untertitel: „Pädagogische gemeinnützige Reden bei Volksversammlungen“.

72 Diese Begründung seiner praktischen Unterrichtsarbeit setzte er auch noch auf seiner nächsten Berufsstation fort. So publizierte er von solchen *Schulprogrammen*, die sich allerdings z.T. auch mit rein philologischen Themen beschäftigen, insgesamt 8 in Grünstadt sowie 12 in Buchsweiler.

73 Zitiert nach DA bei Strieder 308 (vgl. 301) und anderen Bibliographien. (Ich konnte den Text selbst noch nicht einsehen, da ich ihn auch über eine Fernleihbestellung bisher nicht erhalten habe.)

74 DA bei Strieder 299 = DA-KS 32. Vgl. auch Hubert Cancik, »... die Befreiung der philologischen Studien in Württemberg« – Zur Gründungsgeschichte des Philologischen Seminars in Tübingen 1838, in: 1838 – 1988. 150 Jahre Philologisches Seminar der Universität Tübingen, hrsg. von Richard Kannicht, Tübingen 1990 (= Tübinger Universitätsreden Bd. 37), 3–25, bes. 10f. u. 23f., wo Seybold in die Emanzipationsbewegung der Klassischen Philologie von der Theologie zu Recht eingeordnet ist.

75 Erschienen: Leipzig 1788. Wie alle seiner Romane hat DCS auch den „Hartmann“ anonym veröffentlicht. Doch war es für die katalogisierenden Bibliothekare ein Leichtes, den Verfasser – etwa anhand der verschiedenen Hinweise in seiner Deutschen Autobiographie bei Strieder auf dieses Werk – zu identifizieren. Mit W. n spielt Seybold auf seinen württembergischen Landsmann Wilhelm Ludwig *Wekherlin* (1739 – 1792), der als Feuilletonist, Publizist und Schriftsteller damals ein bekannter „Agitator der Aufklärung“ (Rud. Krauß) war, als – fiktiven – Herausgeber an.

Manche Exemplare des „Hartmann“, so das Tübinger (UBT: L XIV 6) oder das eine (d. D. 11620) der insgesamt vier WLB-Exemplare, haben ein Titelblatt mit einer besonders anmutigen Titelvignette, für die leider weder der Zeichner noch der Kupferstecher genannt sind. Dabei handelt es sich – in Anlehnung an ein Motiv aus der antiken Mythologie – um folgende szenische Darstellung:

Der im Vordergrund unter einem Baum sitzende Jüngling ist durch sein Attribut, eine Leier, als angehender *Dichter* (= *Sänger*) ausgewiesen. Dann können die zwei weiblichen Gestalten, die seitlich hinter ihm stehen, nur die *Musen* repräsentieren, obwohl für diese sonst die Neunzahl Tradition ist (wahrscheinlich konnten aus Raumgründen nicht noch mehr Personen ins Bild

gebracht werden). Denn das weibliche Wesen, das dem Sänger am nächsten steht, schickt sich gerade an, ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen. Demnach stellt diese Szene die Weihe Hartmanns zum Dichter dar, wobei die Bekrönung mit Lorbeer die Göttergabe musischer Inspiration symbolisieren soll (Prototyp: die Dichterweihe *Hesiods* in ländlicher Einsamkeit durch die Musen, *Theogonie* 22–34). So sind tatsächlich 13 Gedichte des vorzeitig gestorbenen Titelhelden unserer Klostergeschichte im Anhang (267–300) beigegeben.

76 DA bei Strieder 282 = DA-KS 11f., wo DCS (jeweils in der Fußnote) speziell S. 86–156 des „Hartmann“ für seine eigene Bildungs- und Jugendgeschichte in Anspruch nimmt. Doch insgesamt sind damit noch andere Lebensläufe württembergischer Landsleute kunstvoll verwoben, so der des frühreifen Barden Gottlob David Hartmann (1752–1775) und derjenige des Vikars Mag. Johann Jakob Thill (1747–1772). Auch diese beiden hatten einst die württembergischen Klosterschulen und das Tübinger Stift durchlaufen, so daß viele Gemeinsamkeiten mit Seybolds eigenen Erfahrungen des Klosterzwangs gegeben waren. Darüber hinaus synchronisiert DCS die Ausbildungsstationen seines Titelhelden mit seinen eigenen. So bereitete sich der 1747 (!) geborene Samuel Hartmann als „Kostgänger“ in einer außerhalb seines Heimatortes gelegenen Trivialschule – wie DCS in Marbach! – auf das Landexamen vor (50–67) und absolvierte das 'unterste Kloster' Blaubeuren gleichfalls ab dem Jahre 1761, um im Herbst 1763 auf die höhere Klosterschule Bebenhausen überzugehen (116 u. 139) usw. usf.

77 DA bei Strieder 282 = DA-KS 11. Vgl. auch die Widmung, die Seybold seiner Schrift vorangestellt hat: „Den edleren Jünglingen Wirtembergs, die den Beruf fühlen, ihrem Vaterlande nützlich zu werden und seinen Ruhm zu erhöhen“.

78 Leipzig 1778/79. Das folgende Zitat: DA bei Strieder 312.

79 Vgl. Paul Kluckhohn: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik, Tübingen ³1966, 193 nebst Kontext (176–198).

80 Das 'Hanauer Land' hatte also den Status einer Exklave, der bei dem unglaublich verzettelten Streubesitz deutscher Fürstenhäuser bis zur territorialen Generalbereinigung durch Napoleon keine Seltenheit war. So gehörten etwa zum württembergischen Staatsgebiet vom Mittelalter bis zur napoleonischen Zeit die Städte Mömpelgard (französ. Montbéliard) jenseits der Burgundischen Pforte und Reichenweier (französ. Riquewihir) im Oberelsaß.

81 Zum Grundgehalt in Höhe von jährlich 500 Gulden kamen nach Klein, FS 1912, 34: eine beträchtliche Versorgung mit Naturalien sowie eine Dienstwohnung für Seybold und seine Familie; eine Kolleggeldpauschale für seine Vorlesungen vor den Teilnehmern an der Kollegstufe in Höhe von jährlich 60 Gulden; eine jährliche Funktionszulage von 150 Gulden ab Herbst '85 für seine organisatorischen Bemühungen zur Reform des Gymnasiums und weil ihm dadurch zu wenig Zeit für die einträgliche Nebentätigkeit als Publizist und Schriftsteller blieb. Ferner wurden ihm auch alle Druckkosten für seine zahlreichen Schulprogramme und Gelegenheitsreden abgenommen, wie ihm denn natürlich auch die Umzugskosten von Grünstadt hierher ersetzt worden waren. (Demgegenüber erwähnt DCS, DA bei Strieder 302 = DA-KS 36, nur eine Zulage von 100 Talern ab dem zweiten Jahr seines Wirkens in Buchweiler.)

82 Er sollte, wie es in seinem Berufungsschreiben (bei Klein, a.O. 50 [vgl. hier den ganzen Abschnitt, 48–53]) hieß, „die nötigen Verbesserungen und guten Anstalten ... sich bestens angelegen sein ... lassen“.

83 Vgl. Klein, FS 1912, 32: „Seit der Berufung Seybolds, dem ... die Aufgabe zufiel, das Gymnasium von Grund aus zu reorganisieren, war er (der bisherige Schulleiter) nur noch dem Namen nach der Rektor, in Wirklichkeit lag die ganze Leitung des Unterrichts in den Händen des neuen Konrektors“.

84 Nach der tabellarischen Übersicht bei Klein, FS 1912, 108f.

85 Bei Klein (109) ist lediglich „Fabellehre“ angegeben. Meine obige Deutung beruht darauf, daß nach dem Lektionsverzeichnis für das Schuljahr 1782/83 (bei Klein 107) auch Seybolds „Einleitung in die griechische und römische Mythologie der alten Schriftsteller für Jünglinge“, Leipzig 1779 (²1783), als zugrundegelegtes Lehrbuch aufgeführt ist. Doch könnte „Fabellehre“ auch die Beschäftigung mit der Kompositionstechnik und Theorie der *deutschen Fabel* bedeuten; vgl. Seybolds Kritik an Fabeln Gellerts in seinem „Reizenstein“ I 107–112 u. 114–124.

86 Vgl. die tabellarische Übersicht bei Klein 110.

87 LA 1796, fol. II^r.

88 Während über den Maler *Schwerdberger* noch nichts ermittelt werden konnte, war der Mannheimer Hofkupferstecher *Heinrich Sintzenich* (1752–1812) zu seiner Zeit ein angesehener Künstler.

ler. Vgl. zu ihm J. A. Beringer, ADB 54 (1908) 365–367, sowie Hans Vollmer (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 31, Leipzig 1937, 95. Zur Veröffentlichung dieses Stichs i. J. 1784 in der Zeitschrift „Oberrheinische Mannigfaltigkeiten“, in der Seybold damals häufiger Beiträge publizierte, vgl. DA bei Strieder 303. – Dreißig Jahre lang bin ich im Philologischen Seminar der Universität Tübingen an diesem Porträt Seybolds in der geistigen Ahnenbilder-Galerie aller Professoren, die einmal auf seinem Fachgebiet in Tübingen tätig waren, vorübergegangen.

89 Dabei handelte es sich um eine *unterhaltsam-belehrende* Frauenzeitschrift, die von 1782 bis 1786 in Straßburg und Kehl (später auch in Basel) unter dem obigen Titel herauskam und dann von 1787–1791 als „Neues Magazin für Frauenzimmer“ mit den Erscheinungsorten Straßburg und Leipzig fortgesetzt wurde. Vgl. zu ihrer inhaltlichen Vielfalt und dem gediegenen Niveau Hugo Lachmanski, Die deutschen Frauenzeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts, Diss. Berlin 1900, 58–61. Auszüge aus Seybolds Programm für seine Zeitschrift druckt Eckart Kleßmann mit einigen ironisch gemeinten Glossen ab, in: Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis - Böhmer - Schlegel - Schelling 1763–1809, München 1975 (auch als Taschenbuch bei dtv/List Nr. 1474; München 1979, 21980), S. 20–21. Im übrigen hatte unser Wort „Frauenzimmer“ im 18. Jahrhundert noch keine negative Bedeutung. Vielmehr bezeichnete man damals gerade eine weibliche 'Standesperson' mit diesem Ausdruck; vgl. Jakob u. Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch IV 1, Leipzig 1878, Sp. 83–87 unter diesem Stichwort.

90 Die prominenteste unter ihnen war Sophie von La Roche (1731–1807), die Wielands erste Liebe und seine Muse gewesen war und später als Verfasserin empfindsamer Romane und Reisebeschreibungen reüssiert hatte. Vgl. Edith Krull, Das Wirken der Frau im frühen deutschen Zeitschriftenwesen, Diss. Berlin 1939, 138 u. 140f. zu Madame de la Roche sowie 106, 126, 155–157 u. 176 zu anderen Beiträgerinnen in Seybolds Journal.

91 Vgl. Seybolds eigene Angaben DA bei Strieder 312.

92 Mit dem Untertitel: Eine bürgerliche Geschichte in zwei Büchern, Straßburg 1782. Das WLB-Exemplar hat folgende Signatur: d. D. oct. 9258.

93 Mit dem Untertitel: Eine Geschichte, I. Teil, Heidelberg 1784 (bibliographisch einschließlich des Erscheinungsortes und -jahres vervollständigt nach: Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums 1700–1910, Bd. 155 [1986] S. 227, unter dem Stichwort Welserin).

94 Vgl. Grupe 1896, 20f.

95 Vgl. Klein, FS 1912, 53.

96 Vgl. Grupe 1896, 23; Karl Klein, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg und ihrer Residenzstadt Buchweiler II, Straßburg 1914, 140. Auf der anderen Seite mußte Eulogius (mit bürgerlichen Vornamen: Johann Georg) Schneider schon am 1. April 1794 in Paris auf dem Schafott sterben; Robespierre wurde jedoch erst am 27. Juli '94 gestürzt, nachdem er im Monat zuvor die Terreur noch verschärft hatte, und am nächsten Tage mit der Guillotine hingerichtet.

97 Friedrich Seybold hat einst diese phantasievolle Story in einer anonymen Artikelserie: „Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit“, Morgenblatt für gebildete Leser, 33. Jahrgang, Stuttgart und Tübingen 1839, 1081f., 1086f., 1089f., 1094f. u. 1098f., in die Welt gesetzt. Auch wenn dieser Beitrag das erste Mal (und noch bei seinem Nachdruck im „Büdingen ... Wochenblatt“, s. u.) unter der Rubrik: „Szenen aus dem Leben“ gebracht wurde, dürfte sich wenigstens der Autor damals der weitgehenden Fiktionalität seiner Erzählung bewußt gewesen sein und dafür historische Glaubwürdigkeit auch gar nicht beansprucht haben. Indessen übernahm der anonyme Verfasser des Nekrologs auf Friedrich Seybold, in: Der Volksblatt aus Württemberg 1843, 971–973 u. 975–977, aus dieser vermeintlich historisch zuverlässigen, da autobiographischen Quelle alle wesentlichen Details, um die Erlebnisse des Jungen im Elsaß während der französischen Revolution zu rekonstruieren. Und auf diesen Nekrolog verließ sich wiederum Georgii-Georgenau, BGBl 915 u. 919f., so sehr, daß er daraus mehrere Sätze sogar wörtlich anführte. In der Folge vertrat auch Holder 1912, 12, diese Version (vgl. 20), wenn er berichtete, „er (DCS) *schwebte Jahre hindurch in unmittelbarster Lebensgefahr*“. Schließlich pflichtete auch Uwe Jens Wandel: Verdacht von Democratismus? Studien zur Geschichte von Stadt und Universität Tübingen im Zeitalter der Französischen Revolution, Tübingen 1981, 151, dieser Tradition bei: Seybold sei „lange Zeit, auf Grund der Anklage von Eulogius Schneider, inhaftiert gewesen“. Am widersprüchlichsten aber ist wohl die Behandlung dieser trüben Quellenlage bei Karl Esselborn: Pirmasens und Buchweiler. Bilder aus der Hessenzeit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Friedberg 1917. Auf S. 277–291 druckt er nämlich Friedrich Seybolds weitgehend nicht authentischen

Beitrag von 1839 aus dem „Büdingen gemeinnütziges Wochenblatt“, 24. Jahrgang 1846, 130–145, nochmals ab und attestiert dem Verfasser, den er richtig identifiziert, nur „kleine Ungenauigkeiten in Einzelheiten“ (53). Dabei kennt er andererseits die wahre Überlieferung durchaus; vgl. 254–258 mit Anm. 150f. (auf S. 356). Die historischen und chronologischen Ungereimtheiten der allen diesen Angaben letztlich zugrundeliegenden Darstellung Friedrich Seybolds seien hier an einem einzigen Beispiel demonstriert: Als der fremde Besucher von dem etwa neunjährigen Knaben Friedrich das erste Mal in des Vaters Studierzimmer zu Buchsweiler geführt wurde, begrüßten sich die beiden Männer zu seinem Erstaunen mit: „Eulogius! – Ich bin es, David!“ (Morgenblatt 1839, 1082). Dies wird weiter unten (ebd. 1099) dahingehend erläutert, daß DCS den Eulogius Schneider „von seiner Jugendzeit her kannte“. Wie sollte aber der protestantische Klosterschüler und Stifter Seybold aus Würtemberg den neun Jahre jüngeren Franken, der das Jesuitengymnasium in Würzburg absolvierte und dann in den Orden der Franziskaner eintrat, „von seiner Jugendzeit her“ gekannt haben? Im weiteren sollte Eulogius versucht haben, DCS für die Sache der Patrioten, d. h. der Jakobiner, zu gewinnen, und hätte ihn, weil er damit keinen Erfolg hatte, verhaften lassen. Dies Ganze ist zwar spannendes Feuilleton, mehr aber auch nicht!

98 Johann Schweikhard Metz, geb. 1746 in Straßburg, war zunächst Pfarrer eines kleinen Ortes und unterrichtete darauf von 1781 bis 1788 als Präzeptor bzw. Professor am Gymnasium zu Buchsweiler. Hier entpuppte er sich jedoch als ein verlogener und wenig gewissenhafter Lehrer, wie die Schulleitung dem Konsistorium berichten mußte (zit. im Folgenden nach Kleins Referat [aus den Originalakten], FS 1912, 42). Denn „er belege wider die ergangenen Verordnungen die Primaner und Sekundaner mit Schlägen und gebe ihnen ungeziemende und pöbelhafte Namen, fehle oft in der Klasse, lese während der Schulstunden andere Bücher zum Zeitvertreib und nehme es bei seinen Entschuldigungen mit der Wahrheit nicht genau“. Als man daher Metz in dieser Stellung nicht länger dulden konnte, lobte man ihn auf eine einträgliche Pfarrei fort, von der ihn 1793 seine eigene Gemeinde wieder vertrieb. Nunmehr kollaborierte er mit dem „Büro der geheimen Korrespondenz“ bei der französischen Rheinarmee, indem er Spitzeldienste leistete. In dieser Position fälschte er endlich einen Brief, der scheinbar im Auftrag des Landgrafen von Hessen-Darmstadt an gewisse Bürger in Buchsweiler gerichtet war, und sorgte dafür, daß dieses 'konspirative' Schreiben in die Hände der französischen Spionageabwehr fiel. In diesem fingierten Brief wurde nun neben anderen Lehrern und den Geistlichen von Buchsweiler auch Seybold als Mitglied einer angeblichen Fünften Kolonne im Dienste des ehemaligen Landesherrn genannt. Vgl. zur vollständigen Dokumentation dieser perfiden Ränke: Anonymus, Die Frankenrepublik. Briefe über Frankreichs gegenwärtigen Zustand und über den Feldzug von 1793. Mit besonderer Rücksicht auf das Elsaß von einem Augenzeugen, <Frankfurt am Main?> 1794, 179–194; E. Mühlenbeck, Euloge Schneider 1793, Strasbourg 1895, 95–105. Dieser gibt 98 Anm. 7 als Grund für die Mitdenunziation von Seybold ausdrücklich an, daß er für Metz' Entlassung vom Buchsweilerer Gymnasium gesorgt habe („... avait fait renvoyer Metz“).

99 Alethopol ('Stadt der Wahrheit') 1791. Als Ich-Erzähler fungiert auch hier Lukian selbst. Jedenfalls ist diese Fortsetzung seiner utopischen Weltraumreise trotz aller anachronistischen Modernismen ganz in lukianischem Geiste konzipiert und beschrieben.

100 Siehe LA 1796, fol. IIr: „... me, qui portum jam videbam & de rerum mearum statu ad finem usque vitae meae poteram esse securus, naufragium fecisse gravissimum“.

101 Quelle: HStAs A 274 Büschel 23 (1 S.). Der Adressat war Johann Daniel Hoffmann (1743–1814), Professor für Staatsrecht und Reichsgeschichte an der Universität Tübingen von 1767 bis 1790 und anschließend Mitglied des Geheimen Rates in Stuttgart bis 1799. Seit 1794 führte er den Vorsitz der „Studienkommission“, der noch fünf weitere Mitglieder angehörten. Diese Kommission sollte für die Ausfüllung von Lücken, die in einigen Lehrfächern an der Tübinger Universität entstanden waren, sorgen. Daher befindet sich dieses Autograph von Seybold in einer besonderen Mappe mit der Aufschrift: „Akten und Korrespondenzen aus dem Nachlaß des Geheimrats von Hoffmann, betr. Angelegenheiten der Universität Tübingen, insbesondere Bewerbungen um Professuren und Besetzung solcher...“.

102 Quelle: HStAs A 280 Bü 6f, Nr. 34 (4 S.). Der Herzog hat seine Beschließung über dieses Gesuch am 15. Juni 1795 gleich ebd. neben der Außenadresse zu Papier bringen lassen und eigenhändig unterzeichnet: Er befürwortet Seybolds Bestallung mit der Tübinger Professur und läßt diese „Bittschrift“ zur weiteren Bearbeitung dem Geheimen Rat zugehen (Kanzleivermerk dieser Instanz auf der ersten Seite: Präsentiert am 16. Juli 1795).

103 Vgl. die „Spezielle Resolution“ des Herzogs Friedrich Eugen vom 2. März 1796 an den Akade-

mischen Senat in Tübingen zur Verbesserung der Mängel der Universität, was *die Besetzung neuer Stellen* und eine möglichst vollständige Erfüllung der Lehrverpflichtungen durch die schon amtierenden Professoren betrifft (UAT 117/1 Nr. 29 [ein Konvolut aus 5 jeweils beidseitig beschriebenen Blättern]). Danach hat der Herzog die ordentliche Professur der klassischen Literatur Seybold übertragen und verfügt, daß seine Gehaltszahlung in Höhe von insgesamt 500 Gulden (300 in Geld und 200 in Form von Naturalien) ab dem Datum dieses Sammel-Erlasses zu laufen beginne (fol. IV–IIʳ).

104 Vgl. das Antwortschreiben des Tübinger Akademischen Senats vom 3. April 1796 (auf das obige Reskript des Herzogs), das eine Reihe von formalistischen Fragen zum Verfahren der Amtseinstellung Seybolds aufwirft (UAT 117/1 Nr. 30, bes. fol. IV–IIʳ). In seiner Replik vom 27. April '96 genehmigt der Herzog die Vorschläge des Senats im Sinne eines möglichst baldigen Amtsantrittes von Seybold (UAT 117/1 Nr. 32).

105 Dankbar begrüßte der Akademische Senat in seinem Schreiben vom 3. April '96 (o. Anm. 104) die Anweisung des Herzogs vom 2. März (o. Anm. 103), Seybold solle vorerst nur den Rang und Charakter eines Ordinarius „extra senatum et facultatem“ haben. Denn so änderten sich die Mehrheitsverhältnisse in den akademischen Selbstverwaltungsgremien nicht. Damit blieb Seybold die korporationsrechtliche Gleichstellung mit den alteingesessenen Ordinarien diskriminierenderweise versagt. Sein universitätsrechtlicher Status unterschied sich bis zu seinem Lebensende kaum von dem der Extraordinarien; vgl. Hans-Wolf Thümmel: *Die Tübinger Universitätsverfassung im Zeitalter des Absolutismus, Tübingen 1975 (= Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 31)*, 147 mit Anm. 122.

106 So berichtet Seybolds damaliger Hörer Rehfues in seinen Erinnerungen, daß dessen Anstellung den Tübinger Professoren nicht willkommen gewesen sei. Vgl. mit Frau Johns 1955, 6 Sp. c, dazu folgendes Zeugnis: Alexander Kaufmann, *Bilder aus dem Tübinger Leben zu Ende des vorigen Jahrhunderts*. Aus dem literarischen Nachlaß Philipp Josephs von Rehfues, in: *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte II. Serie 3 (1874)*, 99–120, hier 116.

107 Nach Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse (UBT [2 Exemplare]: L XV 11.4 u. L XV 11a.4) kündigte DCS vom Wintersemester 1796/97 bis zum Wintersemester 1803/04 im allgemeinen jeweils eine Vorlesung über einen *griechischen* Dichter und eine zweite über einen *römischen* Autor an. Im Griechischen handelte es sich dabei fast ausschließlich um Homer, und zwar weit häufiger um dessen *Odyssee* als um die *Ilias*, sowie zweimal um den bukolischen Dichter Theokrit (aus der Zeit des Hochhellenismus). Dagegen legte er im Lateinischen das Schwergewicht auf die Prosa. Denn hier bot er nur wenige Male Horaz oder Vergil (*Georgica*) an, aber sehr oft die Historiker Sallust und Tacitus, daneben gelegentlich auch Cicero (Reden) und einmal den jüngeren Plinius (*Panegyricus*).

108 Seybold betreute also in Tübingen auch das Fach der deutschen Rhetorik und Literaturgeschichte mit, wie dies sein großes Vorbild Gesner schon in Göttingen gehalten hatte (vgl. Schindel [o. Anm. 25] 14 u. 16) und wie es später Karl Philipp Conz (1762–1827), Seybolds Nachfolger auf dem Tübinger Lehrstuhl, in noch weit größerem Ausmaß mitvertreten hat. Den Zweck dieser „Übungen im deutschen Stil“ sah Seybold darin, den Sinn der Studenten für das „sittlich Gute und das ästhetisch Schöne“ bzw. ihre „Erfindungsgabe und ihren Geschmack“ auszubilden. Vgl. dazu S.-M. Bauer, in: *500 Jahre Tübinger Rhetorik ...* (o. Anm. 20) 120 mit S. 126–128 (DCS) u. S. 154–156 (Conz); vgl. schließlich den Beitrag von Dietmar Thill, ebd. 147–151: „Vom 'Stilisticum' zum 'Creative writing' – Ludwig Uhland (1787–1862) und die 'Rhetorik des Schreibens' in Tübingen“.

109 Vgl. dazu nochmals Rehfues bei Kaufmann (o. Anm. 106) 116: Seybold habe in seinen Vorlesungen über Homer, die anfangs stark frequentiert worden seien, die Hörer nicht auf die Dauer zu fesseln vermocht. Immerhin läßt sich ein gewisses Fortwirken von Seybolds Lehrtätigkeit auch nach seinem Tode noch registrieren, wenn man z. B. in Magisterprogrammen von Stiftlern i. J. 1806 bzw. 1807 folgenden Specimina-Themen begegnet: „Parallelen: Horaz und Juvenal, Homer und Vergil“ oder „Polybios und Livius, eine Parallele“.

110 Emilie Uhland (geb. Vischer), Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt, Stuttgart 1874, 19f. Dieses wertvolle Zeugnis hat bereits Holder 1912, 17, herangezogen.

111 So ließ er folgende Reden, die er noch i. J. 1796 vor der Universitätsöffentlichkeit gehalten hatte, auch drucken: „Was der Mensch ist und sein kann. Eine Rede im juridischen Hörsaal den 3. Nov. gehalten ...“, Tübingen 1796, oder „Selbstprüfung eines akademischen Jünglings am Schlusse des Jahrs. Eine Rede den 29. Dez. 1796 gehalten ...“, Tübingen 1797.

112 UAT 117/784 (= Professur der klassischen Literatur 1797 – 1829) Nr. 1: DCS habe nicht nur seine neuen Berufsgeschäfte mit Eifer und Treue versehen und damit den Erwartungen des Herzogs vollkommen entsprochen, sondern verbinde auch „die moralische Bildung der studierenden Jünglinge mit dem Unterricht in der klassischen Literatur“ auf das beste usw.

113 Seybolds Titel lautete: Selbstbiographie Joh. Valentin Andreä's aus dem Manuskript übersetzt und mit Anmerkungen und Beilagen begleitet, Winterthur 1799. Eine modernisierte Teilausgabe dieser Arbeit findet sich in folgendem Sammelband: Johann Valentin Andreä – ein schwäbischer Pfarrer im Dreißigjährigen Krieg, deutsche Bearbeitung von Paul Antony, Heidenheim 1970 (= Schwäbische Lebensläufe Bd. 5). Die Urfassung dieser Autobiographie hat F. H. Rheinwald herausgegeben: Ioannis Valentini Andreae vita ab ipso conscripta, Berolini 1849. Vgl. zur spirituellen Vorbereitung des Pietismus durch Andreä: Martin Brecht et alii (Hrsgg.), Geschichte des Pietismus I (s. o. Anm. 18), 151–166.

114 So wollte er damals z. B. seinen Sohn Friedrich (s. o. Anm. 67) zum Studium der Theologie bestimmen, falls wir dessen autobiographischen Erzählungen wenigstens in diesem Punkte Glauben schenken dürfen. Jedenfalls zitiert der anonyme Verfasser des Nekrologs auf Friedrich Seybold diesen selbst, in: Der Beobachter 1843, 971f., u. a. mit dem Satz: „Mein Vater wollte durchaus einen Theologen aus mir machen.“ Doch brach Friedrich 1801 diese Ausbildung nach dreijährigem Besuch württembergischer Klosterschulen gegen den erklärten Willen des Vaters ab und trat in den Militärdienst ein. Damit wiederholte DCS diesem Sohne gegenüber die Haltung, die sein eigener Vater einst zu ihm in der Frage der Berufswahl eingenommen hatte. Und sein Sohn Friedrich vertrat wiederum mit seiner Selbstbehauptung die Position, die DCS in den 60er Jahren gegenüber den Plänen seines Vaters schließlich doch durchgesetzt hatte.

115 Tübingen 1801. Davon hat Georgii-Georgenau später eine stark gekürzte Neuauflage unter folgendem Titel herausgegeben: Zweihundert hochachtbare Württemberger und unter ihnen weltberühmte, Stuttgart 1892.

116 Quelle: „Bestattungsregister, Jahrgänge 1800 – 1808“, S. 52, im Evangelischen Kirchenregisteramt Tübingen.

117 Auch für Seybold gilt also entsprechend die Feststellung von Schindel (o. Anm. 25), S. 25: „... zwar sind es nicht seine Werke, die wir benutzen ... , wohl aber leben Gesners Methoden, seine Perspektiven, seine Grundsätze weiter, in der philologischen Alltagsarbeit ebenso wie in der wissenschaftlichen Organisation“.

118 Was die neuere Verwertung von Seybolds Schrifttum betrifft, so hat zwar Georgii-Georgenau (s. o. Anm. 115) 1892 auf dem Titelblatt der „Zweihundert Württemberger“ noch folgendes korrekt angegeben: „Auszug aus dem im Jahre 1801 von Professor Seybold verfaßten Historienbüchlein“. Aber bei Paul Antonys Bearbeitung der Autobiographie Andreäs (s. o. Anm. 113) wird erst auf S. 23 der 'Einleitung' bemerkt, daß diesbezüglich die Übersetzung Seybolds „Textgrundlage für die vorliegende Ausgabe“ sei.

119 Die beiden folgenden Zitate: DA bei Strieder 303 und DA bei Strieder 299 = DA-KS 32f.